



Nur für Werksangehörige

12. Jahrgang

September 1960 · L 72714E





WENN DER MOTOR TUCKERT...

Ich meine hier nicht den Motor ihres Rollers, Achtzylinders oder Volkswagens, sondern das komische kleine Klopferwerk, das beim Menschen südlich links eingebaut ist und dort brav und fleißig seinen 24-Stunden-Tag arbeitet, treu, unermüdlich, vorbildlich, kurzum so vollkommen, wie sein Besitzer mit freundlicher Übertreibung einst in seinem Nachruf genannt wird. Dieses kleine Kraftwerk wird ausgesprochen schlecht — oder besser gesagt gar nicht — behandelt, sofern man unter Behandlung Pflege versteht. Sein Betriebsstoff ist nicht immer von der besten Qualität und hängt weitgehend von der Gutmütigkeit der umliegenden Organe ab. Seine Arbeitszeit läuft pausenlos, Tag und Nacht. Sein Kollege vom Auto würde hohnlachen über eine solche Zumutung und, wenn sein Besitzer nicht sofort reagiert, einfach stehenbleiben.

Nicht so das Herz. Es klopft und pumpt und schafft mehrere Jahrzehnte, bis es irgendwann einen Kurzschluß gibt. Dann macht es noch ein paar unregelmäßige Schläge . . .

In leichteren Fällen kommt sein Besitzer im Bett liegend wieder zu sich und schimpft über so ein Pech. Seine Umgebung lächelt und atmet auf. In schwereren Fällen hält er wochenlang den Mund, und seine Umgebung ist besorgt. Vom Ernstfall wollen wir lieber nicht reden,

denn da hört aller Spaß auf.

Die Zeitungen sind voll von Ernstfällen, und die haben alle einen schwarzen Rand.

Wer das nicht als unabwendbares Schicksal der heutigen Generation hinnehmen will, der muß beizeiten etwas dagegen unternehmen. Ich höre jetzt, wie einer sagt: „Der hat gut reden, aber in meinem Betrieb . . .“. Unter uns gesagt, in meinem auch! Ohne Arbeit geht es nicht, aber kein Werk der Welt hat einen Gewinn davon, wenn einer in pausenloser Dauerbewegung bleibt wie ein Brummkreisel und dann mit „so um die Fünzig herum“ ins Gras beißt. Mit „Werk“ meine ich alles: Büro, Werkstatt, Walzwerk, Hochofen und — Haushalt; denn all diese Arbeitsstätten liefern den Ärzten jene Patienten, die

man mit dem häßlichen Wort „managerkrank“ bezeichnet.

Was man dagegen unternehmen kann? Lauter einfache Sachen, die jeder weiß und keiner tut. Zuerst mal: Kräfte sparen! Mir wird z. B. immer unverständlich bleiben, warum ein Mann im Hin- und Herlaufen besser nachdenken sollte als im Sitzen, oder warum eine Frau beim Kartoffelschälen stehen muß. Darüber hinaus bin ich ein ausgesprochener Freund des Notizblocks, von dem immer noch zuwenig Gebrauch gemacht wird. Denn so allwissend ist kein Mensch und so groß ist kein Kopf, daß er all die tausend Kleinigkeiten des häuslichen oder beruflichen Alltags in der richtigen Reihenfolge und im richtigen Augenblick griffbereit hätte. Und außerdem — Papier ist der geduldigste Werkstoff, den wir kennen.

Auch der Dauergebrauch des Telefons

muß hier einmal erwähnt werden. Diese Erfindung wird demnächst hundert Jahre alt, und sie war damals sicher gut gemeint. Aber sie hat sich im Lauf der Jahre zur Landplage ausgewachsen. Über meine selbst erfundene Methode, einem Dauerredner nach fünf Minuten einfach die Schnur abzuschneiden, möchte ich hier nicht sprechen. Leider ist es mir bis heute noch nicht gelungen, die maßgebenden Stellen dafür zu interessieren. Doch glücklicherweise ist auch der Fernsprecher nicht unersetzlich. Man kann immer noch, wenn es sich um eine einfache Auskunft handelt, dem Herrn Müller eine Postkarte schreiben, statt ihn auf den sieben Leidensstationen seiner Dienstreise telefonisch suchen zu lassen. Denn solange ihm seine sparsame Firma noch keinen Sonderzug stellt, muß er ja doch seine Registratur im Büro lassen. Und dort steht alles drin.

Ein schwieriges Kapitel sind die offiziellen Einladungen.

Da möchte ich empfehlen, dem Vorsitzenden des Züchterverbandes für quergestreifte Ziegenböcke einen netten Brief zu schreiben, etwa so: „Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Einladung zur 25-Jahr-Feier Ihres Verbandes. Leider macht mir mein Herz so zu schaffen, daß ich Sie bitte, mich für diesmal

zu entschuldigen, denn ich möchte auch Ihre 25-Jahr-Feier noch erleben. Ihren Bericht werde ich gern und aufmerksam lesen. PS: Übrigens hat mir meine Frau heute vertraulich mitteilen lassen, die Sache ließe sich nochmals bereinigen, sofern ich mich verpflichte, zukünftig an fünf Abenden der Woche daheimzubleiben. Sie sehen, auch unsereiner hat so seine Sorgen. Mit freundlichen Grüßen . . .“

Vereinsvorstände sind in der Regel über achtzehn, meist Familienväter und auch sonst keine Unmenschen. Wetten, daß die Sache in Ordnung geht?

Nun kommt etwas sehr Wichtiges: Man muß abschalten können. Das ist eine schwere Kunst, die auf keiner Schule gelehrt wird. Weil es aber für eine Kunst kein System gibt, muß man sie halt einem Meister abgucken. Wenn also jemand seine Blumen begießt, so muß er nicht unbedingt überlegen, wieviel Arbeit morgen wieder einmal ansteht, welche Tagungen, Sitzungen. Wer im zweiten Akt der „Zauberflöte“ seiner Begleiterin zuflüstert: „Denk doch dran, daß ich nachher noch schnell . . .“, der verdient es, daß ihn besagte Begleitung zur Strafe auf dem Heimweg verliert oder wenigstens nie mehr mit ins Theater nimmt, denn er ist eine Nervensäge.

Verzeihung, ich glaube, die Feder ist mal wieder mit mir durchgegangen: Ich merke erst jetzt, wie unerschöpflich dieses Thema ist. Dabei habe ich noch gar nicht mein ganzes Pulver verschossen. Ein paar lehrreiche Beispiele aus der Praxis habe ich zurückgehalten, die werden aber aus naheliegenden Gründen erst nach meiner Pensionierung veröffentlicht. Wenn ich das Kunststück fertigbringe, nach meinen eigenen neuen Grundsätzen zu leben, dann müßte ich es normalerweise in neun Jahren geschafft haben. Bis dahin: Auf Wiederhören!

Johannes Hoischen:

ES GEHT UM DIE KONTINUIERLICHE ARBEITSWEISE

Das Bundesarbeitsministerium bereitet eine Novelle zur Bundesratsbekanntmachung von 1895 vor, mit der die Sonntagsarbeit in der Stahlindustrie neu geregelt werden soll. Diese Novelle sieht eine Unterbrechung der in allen Industrieländern üblichen kontinuierlichen Betriebsweise in Stahlwerken vor.

Obwohl noch nicht einmal 5%, das sind etwa 17 000 der 350 000 Arbeitnehmer der deutschen Stahlindustrie, (ohne Saar) davon betroffen würden, wären folgende schwerwiegenden Nachteile zu erwarten:

ein jährlicher Produktionsausfall von 3 Mill. t Rohstahl, das sind rund 10% der derzeitigen deutschen Stahlproduktion.

Die internationale Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Stahlindustrie würde entscheidend beeinträchtigt, denn in keinem anderen Land der Welt besteht eine ähnlich restriktive Regelung, die höhere Kosten bringt und somit eine Diskriminierung der deutschen Stahlindustrie herbeiführt.

Auch die Arbeitnehmer würden benachteiligt. Die kontinuierliche Betriebsweise ermöglicht es, daß ständig die gleichen Leute in einem Team zusammenarbeiten. Dadurch wird die Unfallgefahr auf ein Minimum reduziert. Die Schwierigkeit der Umstellung auf ständig

Es herrscht Unruhe in den Betrieben. Das liegt nicht am Betriebsklima — es ist gut. Das liegt nicht am Direktorium und nicht am Betriebsrat — jeder weiß, daß die Zusammenarbeit zwischen beiden gut ist, daß sie beide das denkbar Mögliche zu erreichen versuchen, sei es auf technischem und produktuellem, sei es auf sozialem und menschlichem Gebiet. Die Unruhe ist von außen in die Betriebe hereingetragen durch Presseverlautbarungen, die von einer uns alle stark betreffenden Regierungsnovelle zu berichten wußten und sie — mehr oder weniger von Sachkenntnis getragen — kommentierten.

Doch lassen wir zunächst die Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie und den Arbeitgeberverband Eisen- und Stahlindustrie e. V. sprechen, die folgende gemeinsame Erklärung abgeben:

wechselnde Arbeitskollegen und Arbeitsplätze wird vermieden. Funktionen, Entlohnung und Freizeitregelung bleiben gleich und für den einzelnen Arbeitnehmer übersichtlich. Das ist sowohl für die Belegschaft als auch für das Unternehmen eine optimale Regelung, da sie zugleich auch eine gleichbleibend hohe Stahlqualität gewährleistet.

Die geplante Neuregelung würde diesen Zustand beseitigen.

Die Unterbrechung der kontinuierlichen Betriebsweise würde zu den bereits eingetretenen Kostenerhöhungen — hervorgerufen durch steigende Löhne und steigende Preise eines Teiles der Vorprodukte —

weitere Kostensteigerungen

mit sich bringen. Es besteht die Gefahr, daß damit die Stabilität der Preise beeinträchtigt wird.

Die tatsächliche Entwicklung und die rechtlichen Grundlagen der Sonntagsarbeit in der deutschen Stahlindustrie

I. Im folgenden soll das Problem der Sonntagsarbeit und ihre enge Verknüpfung mit der technischen Entwicklung in der deutschen Stahlindustrie aufgezeigt werden.

a) Die Gesetzgebung auf diesem Gebiet ist seit der Bundesratsbekanntmachung von 1895 praktisch unverändert geblieben. Die geplante gesetzliche Neuregelung auf Bundesebene berücksichtigt die heutigen technischen, wirtschaftlichen und sozialpolitischen Belange sogar noch weniger als die jetzt 65 Jahre alte Verordnung.

Die Bundesratsbekanntmachung von 1895 gestattet die kontinuierliche Produktion in Hochöfen und schreibt eine Produktionsunterbrechung von einer Schicht (damals 12 Stunden) für SM- und Thomasstahlwerke sowie dazugehörige Walzenstraßen am Sonntag in der Zeit von 6.00 bis 18.00 Uhr vor. (Elektrostahlwerke gab es seinerzeit noch nicht.)

In dieser produktionsfreien Schicht konnten und wurden Reparatur- und Instandhaltungsarbeiten ausgeführt, die nach § 105c Gewerbeordnung zugelassen waren.

b) Aus den SM-Öfen bis zu 30 t um die Jahrhundertwende sind im Laufe der Zeit Öfen bis zu 250 t geworden; in den USA stehen bereits 500-t-Öfen.

Es gibt heute Elektrostahlöfen von 1 t bis 120 t Größe. Sie werden gewerberechtlich und betriebsorganisatorisch genauso behandelt wie SM-Öfen.

Konnte man um die Jahrhundertwende die „erste Hitze“ ohne nennenswerte technische und wirtschaftliche Nachteile beim Hochofen enden lassen, so verlangen die immer größer werdenden Schmelzöfen und Walzaggregate der Gegenwart zwingend infolge der für ein Hüttenwerk typischen Verbundwirtschaft, die „erste Hitze“ bis zur Walzenstraße auszudehnen. Vom Hochofen bis zur Walzenstraße in einer Hitze, d. h.: kontinuierliche Produktion!

Der Arbeiter in diesen Betrieben hatte bis 1957 eine Durchschnitts-Wochenarbeitszeit von 56 Stunden; einen völlig freien Sonntag gab es für ihn nicht; jeder Sonntag war angeschnitten, d. h., je nach Schichtplan begann der freie Sonntag erst um 6.00 Uhr, 14.00 Uhr oder 22.00 Uhr.

c) Im Hinblick auf die im Laufe der Jahre eingetretene technische Entwicklung, der die Bundesratsbekanntmachung von 1895 nicht mehr gerecht wurde, machte das Hüttenwerk Oberhausen (HOAG) 1951 mit Sondergenehmigung des damaligen Arbeitsministers von NRW, Ernst, den Versuch, die Einführung der kontinuierlichen Betriebsweise in Stahlwerken sowie Walzenstraßen erster Hitze mit einer

Herabsetzung der Arbeitszeit der Stahlarbeiter auf 42 Stunden bei vollem Lohnausgleich

zu verbinden. Die Genehmigung stützte sich dabei auf § 28 AZO.

Diese Betriebsweise der HOAG brachte den Arbeitern erstmalig mindestens 9 völlig freie Sonntage.

Ein vom Landesarbeitsminister von NRW veranlaßtes Gutachten, an dem neben den Tarifpartnern die Kirchen und das Max-Planck-Institut beteiligt waren, bestätigt die in jeder Hinsicht positiven Folgen dieses Versuchs. Deshalb wurde die Sondergenehmigung für die HOAG laufend verlängert.

d) Im Zuge der 1956 zwischen den Tarifpartnern von NRW einsetzenden Gespräche über eine erste Arbeits-

zeitverkürzung wurde die Einführung der 42-Stunden-Woche für SM- und Elektrostahlwerke sowie Walzenstraßen erster Hitze vereinbart, soweit diese vollkontinuierlich betrieben werden. Die Rückführung von 56 auf 42 Wochenstunden bedeutete eine 25%ige Verkürzung der Arbeitszeit bei fast vollem Lohnausgleich. Anfang 1957 erteilte der damalige Landesarbeitsminister von NRW, Hemsath, 16 Stahlwerken auf Grund der positiven Erfahrungen des HOAG-Versuchs Sondergenehmigungen zur kontinuierlichen Betriebsweise, und zwar mit folgenden Auflagen:

Die Stahlarbeiter müssen bei 8stündiger Schicht mindestens 13 Sonntage in einer zusammenhängenden Freizeit von mindestens 72 Stunden (3 Tage), außerdem Ostern und Pfingsten je 48 Stunden, zu Weihnachten 60 Stunden und am 1. Mai 24 Stunden von der Arbeit freigestellt werden.

Diese Regelung, die von allen Beteiligten, Tarifpartnern, Betriebsführungen und den Arbeitern freudig begrüßt wurde, brachte somit eine weitere Verbesserung im Hinblick auf die Arbeitsruhe an Sonntagen und eine Betonung der Freizeit am Wochenende mit sich.

Die Landesregierungen von Niedersachsen, Hessen, Bremen und Berlin folgten diesem Beispiel; zwei Stahlwerke in Rheinland-Rhein Hessen arbeiten gleichfalls durch. 1959 kamen drei Stahlwerke im Saargebiet hinzu.

Sämtliche Sondergenehmigungen wurden seit 1957 laufend verlängert, in NRW zur Zeit bis zum 31. Oktober 1960, längstens jedoch bis zum Inkrafttreten einer neuen bundesrechtlichen Regelung.

II. Die Novelle zur Bundesratsbekanntmachung von 1895

a) Die Bundesregierung plant nun eine Neuregelung der Sonntagsarbeit durch eine Novelle zur Bundesratsbekanntmachung von 1895 und durch eine Neufassung des § 105c Gewerbeordnung. Zunächst soll anscheinend nur die Sonntagsarbeit in der Stahlindustrie neu festgelegt werden. Die übrige Sonntagsarbeit, von der allein in NRW über eine Million Arbeitnehmer aller Sparten erfaßt werden, bleibt also — zumindest vorerst — unverändert!

Es konnte erwartet werden, daß die Novelle für die Stahlindustrie, die auch nach unserer Meinung notwendig ist, die heutigen technischen, wirtschaftlichen und sozialpolitischen Gegebenheiten aller anderen Stahlländer berücksichtigt und die Möglichkeit offenläßt, in den SM- und Elektrostahlwerken sowie Walzenstraßen erster Hitze kontinuierlich zu produzieren.

Wider Erwarten und trotz dreijähriger ständiger Bemühungen um eine tragbare Lösung durch die Stahlindustrie und die Gewerkschaften plant das Bundesarbeitsministerium aber

1. für SM- und Elektrostahlwerke — unabhängig von der Ofengröße — absolute Betriebsruhe für die Dauer einer Schicht (von sonntags 6.00 bis 14.00 Uhr); neben dem Produktionsverbot sollen die gesetzlichen Möglichkeiten für Reparatur- und Instandhaltungsarbeiten nach § 105c GewO nicht ausgenutzt werden dürfen;

2. für Thomasstahlwerke und Walzenstraßen im Verbund mit SM-, Elektro- oder Thomasstahlwerken *abso-lute* Betriebsruhe für die Dauer von zwei Schichten (sonntags 6.00 bis 22.00 Uhr); *neben* dem Produktions-verbot sollen die gesetzlichen Möglichkeiten für Repara-tur- und Instandhaltungsarbeiten nach § 105c GewO nicht ausgenutzt werden dürfen.

3. Alle Arbeitnehmer, die in Betriebsabteilungen zu 1. und 2. sonntags beschäftigt werden, müssen jährlich 26 freie Sonntage in einer Freizeit von je 36 Stunden erhalten.

b) Die geplante Neuregelung,

die nach unserer Ansicht gegenüber der nicht mehr zeitgemäßen Bundesratsbekanntmachung von 1895 einen Fortschritt bringen sollte,

stellt sogar einen Rückschritt dar.

Im einzelnen soll

1. die heutige von Arbeitgebern und Arbeitnehmern für ideal gehaltene kontinuierliche Betriebsweise in SM- und Elektrostahlwerken beseitigt werden,

2. die bisherige gesetzliche Produktionsruhe in den Thomasstahlwerken und in den Walzenstraßen erster Hitze erweitert werden,

3. die vom Gesetzgeber schon auf ein Mindestmaß reduzierten Reparaturarbeiten nach § 105c GewO nicht mehr gestattet werden.

III. Abgesehen von der rechtlichen Unzulässigkeit der Außerkraftsetzung des § 105c durch eine Rechtsverordnung der Bundesregierung — ein bekannter Verwaltungsrechtler befaßt sich damit zur Zeit gutachtlich —, hätte diese Regelung nachstehend näher erläuterte, nicht zu verantwortende wirtschaftliche und sozialpolitische Folgen:

a) Nach einem von Experten des Bundeswirtschaftsministeriums und der Stahlindustrie gemeinsam aufgestellten Berechnungsmodus führt schon eine 8stündige Betriebsruhe in den SM- und Elektrostahlwerken praktisch zu einer mehr als 16stündigen Produktionsunterbrechung (verschieden liegende Auslauf- und Wiederanlaufzeiten der einzelnen Öfen).

Die beabsichtigte Einschränkung der Produktionszeit hätte — errechnet nach der für 1960 zu erwartenden Produktion (einschl. Saar) — folgenden Rohstahlausfall je Jahr zur Folge:

SM- und Elektrostahl	1,8 Mill. t
Thomasstahl	1,2 Mill. t
Gesamtausfall	3,0 Mill. t oder 10% von 30 Mill. t.

Das entspricht immerhin der gesamten Rohstahlerzeugung von Luxemburg oder der Hälfte der Rohstahlerzeugung Belgiens.

b) In allen Industriestaaten der Welt

ist für die Betriebsabteilungen der Stahlindustrie, die aus technisch-wirtschaftlichen Gründen eine Unterbrechung des Betriebes nicht zulassen (wie z. B. Hochöfen, SM- und Elektrostahlöfen sowie die mit ihnen im Verbund arbeitenden Walzenstraßen erster Hitze), die gesetzliche Möglichkeit zur kontinuierlichen Betriebs-

weise eingeräumt. Sowohl in Ländern mit überwiegend katholischer Bevölkerung als auch in Großbritannien, wo bekanntlich der Grundsatz der Sonntagsruhe im öffentlichen Leben mit einer Strenge durchgeführt wird wie sonst nirgends in Europa, darf in diesen Betriebspunkten durchgearbeitet werden. Selbstverständlich läßt auch die Gesetzgebung der Länder der Montanunion die durchgehende Betriebsweise an Sonntagen zu.

c) Die tarifrechtliche Voraussetzung

für die 42-Stunden-Woche in SM- und Elektrostahlwerken sowie Walzenstraßen erster Hitze ist die kontinuierliche Betriebsweise. Entfällt diese, so gilt statt dessen die 44-Stunden-Woche. Hinzu kommt, daß sich dabei die verlangten 26 voll arbeitsfreien Sonntage in einer Freizeit von je 36 Stunden nur durch Einsatz von Springern unter Inkaufnahme folgender Nachteile ermöglichen ließen:

Nachteilige Auswirkung

auf die Qualität des erschmolzenen Stahls, weil eine wechselnde Ofenbelegschaft schlechter arbeitet als eine eingespielte Mannschaft.

Erhöhte Unfallgefahr

Bei eingespielten Mannschaften ist die Unfallgefahr erfahrungsgemäß am geringsten.

Unterschiedliche Entlohnung

des gleichen Arbeiters in den verschiedenen Schichten, weil er als Springer verschiedene Funktionen ausüben mußte.

Der Arbeiter kann langfristig nicht übersehen, wie seine Schichten liegen und wann er mit Freizeit rechnen kann.

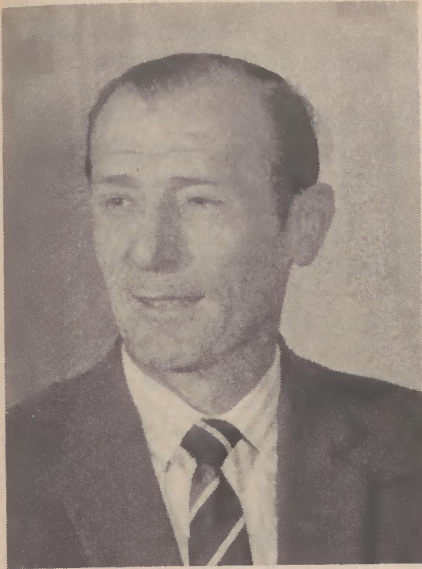
Um diese Nachteile zu vermeiden, könnte die Stahlindustrie durch die Novelle praktisch gezwungen werden, die 40-Stunden-Woche bzw. bei den Thomasstahlwerken und Walzenstraßen erster Hitze sogar die 38-Stunden-Woche einführen zu müssen. Und das zu einem Zeitpunkt, in dem gerade beide Tarifpartner nach hartem Ringen die 40-Stunden-Woche erst für den 1. Juli 1965 vereinbart haben. Die Auswirkungen auf die allgemeine Arbeitszeitpolitik liegen auf der Hand.

IV. Die Stahlindustrie hat durch die freiwillige Begrenzung der Sonntagsarbeit auf einige wenige Betriebe und die Einführung einer Arbeitszeitregelung mit 13 freien Sonntagen, innerhalb einer Freizeit von 72 Stunden, in der Praxis bewiesen, daß sie die

Sonntagsarbeit auf das äußerste Maß beschränkt.

Andererseits kann man es ihr nicht verdenken, daß sie sich gegen eine Neuregelung, die zu erheblichen wirtschaftlichen und sozialpolitischen Schäden führen muß, mit aller Energie wendet.

Um zu einer Lösung zu gelangen, die nach ihrer Ansicht den Interessen aller Beteiligten Rechnung trägt, hat die Stahlindustrie ihren früheren Vorschlag, das Problem der Sonntagsruhe vom Standpunkt der Ofengröße her zu lösen — ein der technischen Entwicklung der Stahlindustrie entsprechender Vorschlag —, erneut vorgetragen.



Albert Pfeiffer

Der Betriebsrat warnt

Wir sagten schon: Die Unruhe in den Betrieben ist groß. Sie fand ihren Ausdruck in der Betriebsratssitzung vom 1. September, in der Betriebsratsvorsitzender Albert Pfeiffer einleitend erklärte:

„Durch eine Information wurde mir am 8. August 1960 mitgeteilt, daß der Entwurf zur Neuregelung der Sonntagsarbeit in der Eisen- und Stahlindustrie nunmehr vorliege. Ich hatte die Möglichkeit, einen Überblick über die geplanten Maßnahmen der Regierung zu bekommen und stellte fest, daß nunmehr ein Problem auf uns zukommt, das für unsere Kollegen schwere Folgen nach sich ziehen wird. Nachdem nunmehr der sogenannte Pressekampf begonnen hat und unsere Kollegen täglich in der Presse unterschiedlich unterrichtet werden, kommen doch berechtigte Sorgen und eine große Unruhe auf sie zu.“

Albert Pfeiffer begründete durch eine Schilderung der früheren Arbeitszeitverhältnisse die Notwendigkeit der Ausnahmegenehmigungen für die kontinuierliche Arbeitsweise für die Siemens-Martin-Betriebe, die Elektrostahlöfen und die Blockwalzwerke erster Hitze.

Durch sie sei die frühere Zahl der Sonntagsarbeiter in der Hütte erheblich verringert worden. „Diese Maßnahmen wurden damals von allen Arbeitnehmern als

ein großer sozialer und auch kultureller Erfolg

angesehen. Die beiden Tarifpartner der Eisen- und Stahlindustrie haben, gestützt auf diese Sondergenehmigung des Landesarbeitsministers, der sich andere Länder angeschlossen hatten, die kontinuierliche Arbeitsweise zur Grundlage einer Arbeitszeitregelung gemacht: für die Stahlwerke und die Blockwalzwerke erster Hitze die 42-Stunden-Woche mit vollem Lohnausgleich zu schaffen. Diese 42-Stunden-Woche paßt nun einmal am besten in den Rhythmus der Eisen- und Stahlindustrie.

Nach den Plänen der Bundesregierung sollen nunmehr in den Stahlwerken acht Stunden echte Ruhepause und in den Thomaswerken und Blockwalzwerken erster Hitze sechzehn Stunden echte Ruhepause eintreten, und hier bin ich der Meinung:

Es ist unverantwortlich, den sozialen Frieden an Rhein und Ruhr zu stören.

Ich begrüße selbstverständlich jede Hilfe, auch von Außenstehenden, jede Unterstützung im Kampf um den sozialen Fortschritt, um die weitere Arbeitszeitverkürzung usw. Aber diese Kreise müssen mit Verantwortungsbewußtsein an die Probleme herangehen und nicht aus irgendwelchen taktischen Erwägungen Erfolge für ihre eigenen Interessen suchen. Und danach sieht es wahrlich aus.

Es kommt hier auf einen Kreis von 17000 Arbeitnehmern an. Man bedenke aber, daß in der Bundesrepublik 1,5 Millionen Menschen an Sonntagen tätig sind.

Ich wünsche eine Regelung der Arbeitszeit, die jedem Arbeitnehmer ein zusammenhängendes Wochenende unter Einschluß des Sonntags garantiert. Ausnahmegenehmigungen sollten nur dann gewährt werden, wenn

aus zwingenden Gründen öffentliche und volkswirtschaftliche Interessen

vorliegen. Diese Grundsätze müßten oberstes Gebot der Bundesregierung sein für das in Vorbereitung befindliche Sonntagsruhegesetz, das nach meiner Auffassung schon lange fällig ist.

Es ist nicht meine Aufgabe, in erster Linie auf die wirtschaftlichen Nachteile hinzuweisen, die den Werken entstehen. Dafür sind berufenere Stellen verantwortlich. Aber im Zeichen der Mitbestimmung kann ich nicht achtlos daran vorbeigehen, denn etwa zehn Prozent Rohstahlausfall für unser Werk trifft alle bei uns beschäftigten Arbeitnehmer. Auch volkswirtschaftlich tragen wir als Bürger dieses Landes eine bestimmte Verantwortung.

Verantwortungslos ist es aber, wenn die Regierung übersehen würde, daß uns im Jahr etwa drei Millionen Tonnen Rohstahl verlorengehen. Das sind rund zehn Prozent der derzeitigen deutschen Stahlproduktion.

Ich bin aber auch der Auffassung, daß es unverantwortlich wäre, die internationale Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Stahlindustrie zu beeinträchtigen. Höhere Stahlpreise würden die Folge sein.

Entscheidend für uns ist aber, daß wir

Arbeitnehmer stark benachteiligt

würden. Die jetzige Arbeitszeitregelung mit den bekannten Schichtenplänen garantiert uns:

1. ständig die gleichen Leute auf der Schicht. Unfallgefahren sind hierdurch auf ein Minimum beschränkt,
2. ständige Umstellung der Leute ist nicht notwendig,
3. wir kennen auf Grund der Schichtenpläne unsere freien Tage lange voraus,
4. es entfällt eine unterschiedliche Entlohnung des gleichen Arbeiters in den verschiedenen Schichten,
5. es entfallen die üblichen ‚Springer‘.

Alle diese Vorteile würden in Fortfall kommen,

wenn der Plan der Bundesregierung am 1. Oktober 1960 in Kraft treten sollte.

Wir haben mit Freude und Genugtuung festgestellt, daß nach hartem Ringen der beiden Tarifpartner die 40-Stunden-Woche zum 1. Juli 1965 in einem Stufenplan

vereinbart wurde. Als Mitglieder der IG Metall waren wir immer vertragstreu. Das wollen wir auch weiterhin bleiben. Sollte die Regierung mit einer neuen Rechtsverordnung, die nicht zeitnah ist, kommen, käme für uns doch nur zwangsläufig eines in Frage: Um die Vorteile der kontinuierlichen Arbeitsweise beizubehalten, umgehend für den betroffenen Kreis der Arbeitnehmer die 40-Stunden-Woche zu fordern, und dieses in einer Zeit, wo gerade die Arbeitszeitregelung zwischen den beiden Tarifpartnern ausgehandelt wurde.



Helmut Latta

Rückschrittliche Tendenz

Der stellvertretende Betriebsratsvorsitzende und Angestelltenvertreter Helmut Latta erklärte:

„Wir Angestellten haben gleichermaßen wie unsere Kollegen Arbeiter ein starkes Interesse daran, die kontinuierliche Arbeitsweise beizubehalten. Niemand wird sich vernünftigerweise gegen die Einführung zusätzlicher freier Sonntage wehren, aber wird eine Änderung herbeigeführt, dann soll sie vernünftig sein und den Belangen unserer Belegschaftsmitglieder entsprechen.

Die vom Gesetzgeber geplante Verordnung zur Änderung der Bundesratsbekanntmachung vom Februar 1895 bedingt Ruhezeiten, die unseren 42stündigen Arbeitsturnus gefährden. Die einzige Möglichkeit, dieser Verordnung nachzukommen, ist die Wiedereinführung der gar nicht bewährten 44-Stunden-Woche.

Es müßte also wieder das 3schichtige Springersystem eingeführt werden, das für den einzelnen Arbeitnehmer und auch für den Betrieb vollkommen unübersichtlich ist. Die Arbeitsteams ändern sich dadurch dauernd; somit ist dieses System

außerordentlich arbeiterschwerend.

Dazu kommt, daß wir bei dem Dreischichtenplan viel weniger Leute brauchen. Wir müßten also wenigstens 10—15 Prozent der betreffenden Angestellten, die jetzt in 42stündigem Turnus arbeiten, entlassen.

Durch die plötzliche Umstellung des Betriebs- und Schichtenablaufs würden wir auch einen spürbaren Rückgang der Rohstahlerzeugung in Kauf nehmen

Wir werden selbstverständlich alles tun, um soziale und kulturelle Nachteile von uns abzuwenden. **Wir** sind es nicht, die den sozialen Frieden an Rhein und Ruhr stören.

Wir werden unseren Organisationen — IG Metall und DGB —, dem Arbeitsministerium und dem Wirtschaftsministerium sowie allen politischen Fraktionen im Bundestag unsere Sorgen mitteilen. Mögen sie sie zur Kenntnis nehmen und objektiv ihre Entscheidungen treffen zum Wohle aller Stahl- und Walzwerker.“

müssen. Das ist die Sorge aller Angestellten, weil die Angestelltenprämie von der Menge des erzeugten Rohstahls abhängig ist.

Der von der IG Metall vereinbarte Stufenplan gibt uns die Möglichkeit einer sinnvollen weiteren Arbeitszeitverkürzung und, was uns darüber hinaus am Herzen liegt, eine weitere Möglichkeit der Schaffung freier Sonntage.

Dagegen sind die Vorschläge, mit denen wir uns jetzt auseinandersetzen müssen, rückschrittlich. Wir werden auch entschlossen genug sein, um uns gegenüber dieser rückschrittlichen Tendenz energisch durchzusetzen.“

Die allgemeine Haltung

aller Mitglieder der Betriebsvertretung war einheitlich. Vor allem setzten sich die Betriebsratsmitglieder der unmittelbar betroffenen Betriebe nachdrücklichst für die Beibehaltung der kontinuierlichen Arbeitsweise ein. Sie gaben die einmütige Auffassung aller Belegschaftsmitglieder wieder, unter allen Umständen bei der bisherigen Arbeitsweise zu verbleiben.

In den Betrieben

wird die beabsichtigte Rechtsverordnung ernst, teilweise erregt diskutiert. Selbst von „vernünftigen Kollegen“ fallen Forderungen wie: Arbeitsniederlegung, Streik. Selbstverständlich kann niemand einem wilden Streik, der auch von der Gewerkschaft nicht anerkannt werden könnte, das Wort reden. Aber daß in Betrieben, deren Arbeiterschaft in fünfzehn Jahren nur für einen einzigen Tag die Arbeit niederlegte — sie protestierte damals gegen eine Äußerung eines rheinischen Generaldirektors gegen die Mitbestimmung —, daß in einem Werk, dessen Arbeitnehmerschaft, Angestellte und Arbeiter, zu 98,96 Prozent gewerkschaftlich organisiert ist, solche Worte fallen können, das

kennzeichnet den Ernst der Lage.

Wir sprachen mit vielen, mit Arbeitern, Meistern, Ingenieuren, Chemotechnikern, Laboranten. Wir fragten sie nicht nach dem Parteibuch oder der Konfession. Und wir versichern: Die Auffassung aller ist einheitlich. Wir geben einige Stimmen wieder:

Im Martinwerk I und II

erklärten: Oberschmelzer Horst Bracht: „Was wir durch die Arbeitszeitverkürzung erreicht haben, nämlich mehr Freizeit und Geld, wollen wir unter keinen Umständen wieder aufgeben.“

1. Schmelzer Wilhelm Steins: „In der Zeit, in der wir noch sonntags zwölf Stunden arbeiten mußten und praktisch keinen freien Sonntag hatten, hat sich niemand um unsere Belange gekümmert oder Vorschläge gemacht, unsere schwere Arbeit zu erleichtern bzw. zu verkürzen.“

Obermeister Otto Ludmann: „Die heutige Arbeitsweise ist für alle unsere Mitarbeiter, für Vorgesetzte und Betriebsleitung, gut und darf unter keinen Umständen verschlechtert werden.“

Ingenieur Adolf Heppe: „Eine Änderung ist für **alle** eine größere körperliche Belastung. Insbesondere wird die Unfallhäufigkeit vermehrt und die Zusammenarbeit, das heißt Betriebsklima und Betriebsfrieden, empfindlich gestört und verschlechtert.“

In der Breitbandstraße

faßt Johann Jendhoff, das zuständige Mitglied der Betriebsvertretung, zusammen:

„In den modernen Betrieben ist das Arbeitstempo und die Arbeitsschwierigkeit sehr gestiegen. Diese erhöhten Arbeitsbedingungen erfordern weniger körperliche, sondern verstärkte nervliche Belastung. Die kontinuierliche 42stündige Wochenarbeitszeit wird im Kollegenkreis sehr gut beurteilt.“

Unverständlich ist es den Kollegen, und erregt wird darüber diskutiert, daß eine kleine Interessengruppe diese gute Wochenarbeitszeit abschaffen will. Einmütig wird von den Kollegen sachlich argumentiert: Die den Schichtenplan der 42stündler abschaffen wollen, haben keine Ahnung!

Früher war nur der gewisse Schlafsonntag. Heute haben wir in bestimmten Abständen den echten freien Sonntag und echte freie Wochentage. Diese freien Tage fallen regelmäßig immer wieder an und können auf lange Sicht vorher errechnet werden.

Durch die eingearbeiteten Schichten, jeder kennt jeden, wird eine Qualitätsverbesserung der Erzeugnisse erreicht, die Unfallgefahr wird wesentlich vermindert.

Alle Kollegen vertreten folgenden Standpunkt: Eine Abschaffung des Schichtenplanes der 42stündler bedeutet sozialen Rückschritt. Für die Erhaltung unserer sozialen Belange sind wir bereit, alle verfügbaren demokratischen Mittel einzusetzen. Wir bejahen eine Arbeitszeitverkürzung mit vollem Lohnausgleich, lehnen jedoch eine Arbeitszeitverlängerung entschieden ab.“

Die Angestellten

Martha Gorny, Mitglied des Vertrauensleutenvorstandes, und Eduard Missele, Angestelltenvertrauensmann des Hauptlaboratoriums, gleichzeitig Vorsitzender der Berufsgruppe Chemotechniker und Laboranten, erklärten übereinstimmend:

„Die 42-Stunden-Woche hat sich hier im Hauptlaboratorium für rund 80 Chemotechniker und Laboranten und Laborantinnen gut eingeführt. Selbstverständlich unterstützen wir eine Forderung, die dahin tendiert, daß noch mehr freie Sonntage gewährt werden. Wir müssen uns aber nach den gegebenen Verhältnissen richten. Früher wurde fast jeden Sonntag gearbeitet, und



Im Martinwerk I und II wird die Lage sehr ernst angesehen (von links): Ingenieur Heppe, Dombowski, Obermeister Rathmann, Stein, Bracht, Lipphöfer, Wirtz, Wiegand, Raczkowski

wir waren froh darüber, daß endlich einmal eine Regelung kam, die wenigstens 13 freie Sonntage im Jahr brachte.

Nach der Unterrichtung durch die Betriebsvertretung sind wir der Auffassung, daß die geplante Lösung durch die Änderung der Bundesratsverordnung von 1895 nur Nachteile bringt. Wir müßten dann die 44-Stunden-Woche einführen, somit also das Springersystem, das die Zusammenarbeit sehr stört. Ferner ist doch zwangsläufig eine Produktionsminderung nach Einführung der neuen Verordnung zu erwarten, das bedeutet doch für uns Angestellte Gehaltsminderung, da unsere Prämie an die Rohstahlerzeugung angeschlossen ist. Im übrigen haben sich die Tarifvertragsparteien auf einen Stufenplan geeinigt, dessen Grundlage die kontinuierliche Arbeitsweise ist. Wir sind auf jeden Fall für die Beibehaltung des Stufenplanes, der eine viel bessere Lösung hinsichtlich der freien Sonntage gewährleisten wird.“

Heinz Brockmeier, Schichtmeister in der Halbzeugstraße, erklärte:

Im Breitbandwalzwerk sprachen wir unter anderem mit (von links): Claus Glapa, Gerhard Greuel, Johann Jendhoff, Bruno Wehner, Günther Meyer, Heinz Plässer, Wilhelm Weber





Schichtmeister Heinz Brockmeier vertritt eine klare Erkenntnis

„Die mit der geplanten Verordnung verbundene Arbeitszeitänderung von 42 auf 44 Stunden je Woche könnte nur durchgeführt werden, wenn wir das in der Vergangenheit so schlecht bewährte Springersystem wieder einführen. Das bedeutet: Vom 4-Schichten-System zurück auf das 3-Schichten-System. Die Entscheidung, welche Leute ich nun freisetzen müßte, fällt mir außerordentlich schwer und würde zwangsläufig zu sozialen Härten führen. Wenn eine Änderung herbeigeführt wird oder werden sollte, so kann das nur auf längere Sicht hin geschehen, damit wir uns im Betrieb darauf einstellen können und nicht etwas Überhastetes tun und somit unseren eigenen Arbeitsplatz gefährden.“

50000 protestieren

Die Betriebsvertretung hat sich am 6. September in gleichlautenden Schreiben an Bundeswirtschaftsminister Prof. Erhard, an den Bundesarbeitsminister Blank, an die Fraktionsvorstände der CDU, SPD, FDP und DP, an den Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes und den Vorstand der Industriegewerkschaft

Im Walzwerk lehnt man die geplante Novelle entschieden ab, hier (von links) die Kollegen Bernhard Bröckelmann, Lohsträter, Zimmermann, Naassner, Theisen, Gerber, Kütker, Schmitz



Metall gewandt und abschließend ihre feste Überzeugung geäußert, „daß die Beseitigung der kontinuierlichen Arbeitsweise ein nicht hinnehmbarer sozialer Rückschritt ist und die Gefahr schwerer sozialer Auseinandersetzungen in der Eisen- und Stahlindustrie heraufbeschwört“.

Dieser Stellungnahme hat sich der Gemeinschaftsausschuß aller Betriebsräte der Hoesch AG in seiner Sitzung vom 6. September im Namen der von ihm vertretenen über 50000 Beschäftigten einstimmig angeschlossen.

Weshalb denn nur?

Es ist ein Gesetz in Vorbereitung, das die Sonntagsruhe und die Ausnahmefälle Sonntagsarbeit regeln will. Weshalb will man für 17000 Stahlarbeiter präjudizieren? Weshalb verbietet man nicht zunächst einmal die sonntäglichen „Vergnügungen“ mit ungezählten Tausenden Beschäftigten: die Tingeltangel, Kirmes, Kirchweihen, Bars, Kneipen, Rummelplätze, Spielkasinos und was es alles gibt? Kein Wort davon! Und die anderen Hunderttausende Beschäftigten?

Man ergeht sich in allgemeinen „Darlegungen“. So heißt es in einer Replik des „Rheinischen Merkur“ gegen den „Industriekurier“: „Mittlerweile haben, in edlem Konformismus, auch andere Blätter in den Kampf um den Sonntag eingegriffen, gegen dessen Verteidiger ganze Breitseiten abgeschossen werden. Vom Wesen des Sonntags als christlicher Institution ist dabei nicht im mindesten die Rede. Wohl aber von den zu erwartenden horrenden wirtschaftlichen Verlusten und den Hemmnissen für den Fortschritt. Einer betet's dem anderen nach.“

Während des Wiederaufbaus wäre eine solche Argumentation vielleicht noch begreiflich gewesen, nicht aber zu einer Zeit, in der sich immer weniger Arbeitnehmer bereit finden, samstags, geschweige denn sonntags zu schaffen. Nimmt man hinzu, daß

der moralische Fortschritt

mindestens ebenso notwendig ist wie der technische, wenn nicht noch notwendiger — wo sitzen dann wohl die wirklichen ‚Fortschrittsfeinde‘?

Kontert der „Industriekurier“:

„Gewiß, der in Bonn ausgearbeitete Gesetzentwurf würde 17000 Stahlarbeitern den arbeitsfreien Sonntag bescheren, es würde ihnen dafür aber eine insgesamt um 2 Stunden verlängerte Wochenarbeitszeit drohen, eine mit verändertem Arbeitsrhythmus verbundene erhöhte Unfallgefahr und ein großes Maß von Unstimmigkeiten infolge einer dann unvermeidlich wechselnden Entlohnung, wechselnden Funktion und einer unübersichtlichen Freizeitbemessung. Der Stahlindustrie würde zugemutet werden, einen Produktionsausfall von etwa 10 Prozent ihrer Rohstahlerzeugung hinzunehmen, ihre Wettbewerbsposition im internationalen Markt entsprechend zu verschlechtern, ja möglicherweise sogar in Teilbereichen eine

38stündige Wochenarbeitszeit einführen zu müssen.

Dies alles, obwohl sie durch das Arbeitszeitabkommen von 1956 die Arbeitszeit der Stahlarbeiter, um die es hier geht, von 56 auf 42 Stunden verkürzt hat und somit sicherlich nicht den Vorwurf verdient, den sozialen Fortschritt aufzuhalten.

Aber statt von dem sozialen Fortschritt spricht der ‚Rheinische Merkur‘ vom ‚moralischen‘ Fortschritt, wobei dunkel bleibt,

wieso hier eigentlich die Moral im Spiele ist.

Sollte er mit der Erwähnung der Moral auf den sonn-
täglichen Kirchgang anspielen, so sei ihm gesagt, daß
die seit 1956 praktizierte kontinuierliche Arbeitsweise
es überhaupt erst ermöglicht hat, daß jeder Stahlarbei-
ter in der Lage ist, jeden Sonntag die Kirche zu besuchen,
ja, daß der Stahlarbeiter überhaupt erst durch die
damalige Regelung zu völlig arbeitsfreien Sonntagen
gekommen ist, was ihm vorher nie vergönnt war.
Sollte der ‚Rheinische Merkur‘ aber mit dem ‚moralis-
chen‘ Fortschritt auf den arbeitsfreien Sonntag über-
haupt anspielen, so ist das Aufheben unverständlich,
das ausgerechnet um die 17000 in erster Hitze arbeiten-
den Stahlarbeiter gemacht wird, angesichts der Mil-
lionen von Berufstätigen in öffentlichen und privaten
Verkehrsbetrieben, in Krankenhäusern und -anstalten,
im Beherbergungs-, Gaststätten- und Vergnügungs-
gewerbe, im Bereich des kulturellen Schaffens und in
anderen Bereichen der gewerblichen Wirtschaft ...“

„Wahlkampfthema“?

Und nachdem der Parteivorsitzende der FDP, Dr. Mende,
und der stellvertretende Parteivorsitzende der SPD,
Dr. Deist, sich in scharfen Erklärungen gegen die
Beseitigung der kontinuierlichen Arbeitsweise gewandt
hatten, stellt der „Industriekurier“ fest: „Wir haben ein
neues Wahlkampfthema: die Sonntagsarbeit.“ Und es
müßte zu denken geben, wenn ein Unternehmerblatt
wie der „Industriekurier“ dem Wirtschaftsexperten der
SPD, Dr. Heinrich Deist, der die volkswirtschaftliche
und soziale und menschliche Belastung der Gesamtheit
und vor allem der Stahlarbeiterschaft durch die
geplante Verordnung betonte und verurteilte und auf
die Störung des sozialen Friedens an der Ruhr verwies,
attestiert:

„Deist hat bei dieser Behauptung nicht nur die Wirt-
schaft, die Gewerkschaft, seine eigene Partei und die
Freie Demokratische Partei hinter sich, er weiß auch,
daß er bei dem Großteil der Protestanten, gleichgültig
in welchem Lager sie stehen, offene Ohren findet,
sind diese doch keineswegs erfreut darüber, daß das
plötzlich erwachte Interesse der Katholischen Kirche
an der Sonntagsarbeit ihnen jenen trostlosen Sonntag
bescheren könnte, wie wir ihn jenseits des Kanals
kennen ...“

Wir bedauern es zutiefst,

daß von außen her Unruhe in unsere Betriebe getragen
wurde, die unsere Belegschaft vor schwere Entschei-
dungen stellen kann. Wir bedauern es auch, daß nun
konfessionelle und parteipolitische Auseinandersetzun-
gen offenbar unvermeidbar werden. Aber eine Regie-
rungsverordnung wird nun einmal eine politische Ent-
scheidung sein. Und man muß sich in den Bereichen
wehren, in denen man angegriffen wird.

Ich — man verzeihe mir die Ich-Form: Ich gebe meine
persönliche Meinung wieder, wenn ich auch glaube,
gleichzeitig die allgemeine Auffassung meiner Arbeits-
und Gewerkschaftskollegen interpretieren zu können —
also: Ich möchte nicht mißverstanden werden: Ich
halte die jetzige Arbeitszeit und Arbeitsweise nicht
„für der Weisheit letzten Schluß“. Eine Änderung ist



Im Elektrostahlwerk versteht man den „Schildbürgerstreich“ nicht
(von links): Mallas, Naeth, Vernholz, Pitzker, Wiesdorf, Mönneke,
Möllander, Bozin, Benz

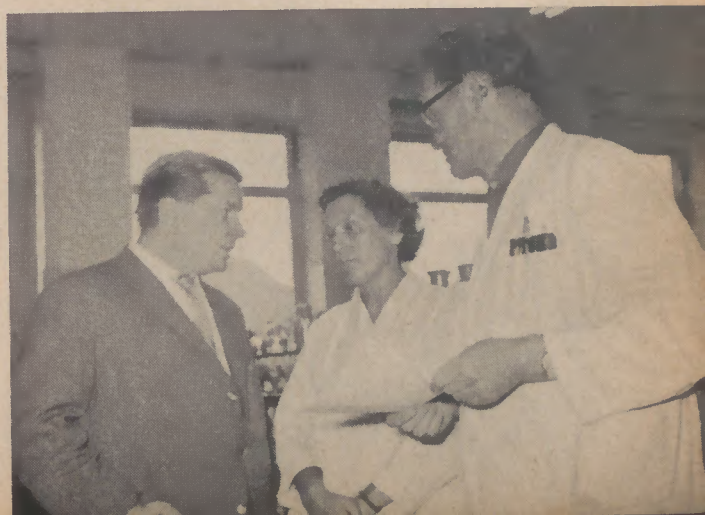
möglich. Sie ist sogar auf Sicht nötig. Aber diese Än-
derung muß nach vorn gehen und nicht rückwärts.
Die geplante Rechtsnovelle ist ein bedauerlicher Rück-
schritt mit bösen Folgen. Man sagt: Die Technik über-
windet alles, und der Zwang, die Not ist der Vater
aller Dinge. Sicherlich ist es technisch möglich, die

Fünftagewoche auch in der Stahlerzeugung

einzuführen. Das ist eine Frage der technischen Ent-
wicklung, die enorme Investitionen voraussetzt, die
binnen Monatsfrist nicht aufzubringen sind. Wenn man
nun einmal ein Jahrhundert lang sich nicht um den
Sonntagsfrieden der Hüttenarbeiter kümmerte, weshalb
macht man denn nicht der Hüttenindustrie zur Auflage,
binnen eines Jahrzehntes die Sonntagsarbeit zu beheben?
Will man bei 17000 Mann über ein Prinzip stolpern,
das für Millionen kein Prinzip ist und sein soll?

Noch glauben wir an die Einsicht der Verantwortlichen,

(vorn links): Helmut Latta, Martha Gorny, Eduard Misselke sprechen
über die Auswirkungen auf die Angestellten



WO BLEIBT UNSER

Wir wollen heute an dieser Stelle einmal das Thema „Blech“ behandeln, und zwar das warmgewalzte Blech unserer Hütte. Unter Aufzählung einiger Verarbeitungsgebiete soll gezeigt werden, für welche Zwecke unser Erzeugnis verwendet wird. Gleichzeitig aber werden wir vor Augen führen, daß Blech nicht schlechthin Blech ist, sondern daß es in bezug auf Güte und Oberfläche den verschiedenen — zum Teil hohen — Ansprüchen gerecht werden muß, wenn der Absatz der Produktion, die z. Z. monatlich 7000 bis 8000 t beträgt und im Laufe der nächsten Zeit noch wesentlich gesteigert wird, gesichert sein soll.



Peitschenmaste mit kreisförmigem Ausleger

WARMGEWALZTES HANDELSBLECH?

Da einem großen Kreis von Lesern unserer Zeitschrift die Art der Herstellung des warmgewalzten Blechs auf unserer Hütte bekannt ist, wird es genügen, darauf hinzuweisen, daß wir schon seit einigen Jahren die Blechwalzung über die Platine eingestellt haben und heute unsere warmgewalzten Bleche nur noch aus Breitband herstellen. Unser Lieferprogramm für warmgewalzte Bleche umfaßt:

Feinblech

ab 2 bis unter 3 mm, bis 2,5 m lang

Mittelblech

ab 3 bis unter 4,76 mm, bis 10 m lang

Grobblech

ab 4,76 bis einschließlich 8 mm, bis 10 m lang

Musterblech

3 bis einschließlich 8 mm, bis 8 m lang
in Breiten von 600 bis 1250 mm, ausgenommen Grob- und Mittelblech, das auch bis 1300 mm breit lieferbar ist.

Qualitäten: Gemäß DIN 17 100 Gruppe 1 und 2 bis St 60.

Der Verkauf unserer warmgewalzten Bleche erfolgt — soweit kein Eigenbedarf in Frage kommt — über den Handel; deshalb auch die landläufige Bezeichnung „Handelsblech“.

Die Anzahl der auf diesem Wege von uns versorgten eisenverarbeitenden Betriebe ist sehr groß und vielseitig. Wir wollen daher nur einige herausgreifen und sie, um einen besseren Überblick zu haben, in sogenannte Abnehmergruppen zusammenfassen.

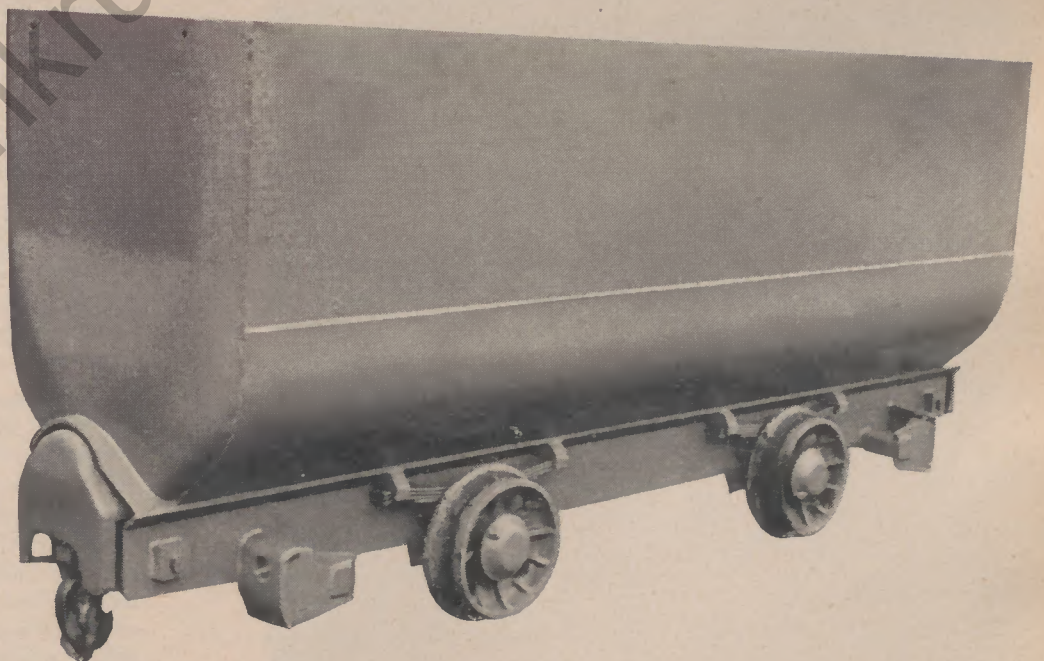
Die hierbei genannten Verarbeitungszweige und ihre Erzeugnisse erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Wir wollen lediglich eine Anregung zum Nachdenken darüber geben, wie viele Dinge aus Blech gefertigt werden bzw. an wie vielen Fertigerzeugnissen Teile überwiegend aus Blech bestehen. Unwillkürlich werden dann unsere Gedanken zurückgehen zu unserer Breitbandstraße und zu der ihr angeschlossenen Adjustage, in der die Bleche gerichtet, geschnitten und versandfertig gemacht werden.

Da ist zunächst die Gruppe, die für den **Bergbaubedarf**

unsere Bleche verarbeitet, und zwar zu Förderwagen und Förderbändern, Wetterlufften, längsgeschweißten Rohren, Drehscheiben, Förderkörben, Grubenausbau, Konstruktionen über und unter Tage sowie Rutschen, Bühnen und vieles andere mehr.



Förderband



Förderwagen

Auch im

allgemeinen Maschinen- und Landmaschinenbau

finden wir unsere Bleche verarbeitet als Bekleidungsbleche, zu Preßteilen und Kupplungen, Bodenblechen für Fahrzeuge aller Art, zu Kästen für Drillmaschinen und Futtermühlen, zu Trommeln, Fässern und dergleichen.

Die Zubringerindustrie für den

Wohnungs- und Hallenbau

verarbeitet unsere Bleche zu Türen und Toren, gewellten und verzinkten Handelsblechen für Garagen und Dachabdeckungen, ferner zu Fenster- und Türrahmen, zu Zargen und Beschlägen. Außerdem finden unsere Bleche Verwendung für die Herstellung von Heizöfen, Boilern und transportablen Öltanks. Gestreckte und gelochte Bleche kommen für Geländer und Zäune in Frage.

Beim

Straßen- und Kanalbau

sehen wir unsere Bleche an den Straßenbaumaschinen, an Baggern und Schleusen, verarbeitet zu Beleuchtungsmasten, Verkehrsschildern, Abdeck- und Begrenzungsplatten, Bitumen-Kochanlagen, Zementsilos, Mischern usw.

Auch im

Fahrzeugbau

werden warmgewalzte Bleche verwandt, für gepreßte Chassisrahmen, Bodenbleche und alle möglichen Arten von Preßteilen, auch an Spezialfahrzeugen, wie Silolastwagen und Tieflade-Lkw finden wir unsere Bleche.

Wenn wir endlich noch den

Hoch- und Brückenbau

erwähnen, wozu Bleche für Konstruktionen aller Art in Frage kommen, wie geschweißte Blechträger und Geländer, Knotenbleche und Fundamentplatten, Montagebühnen usw., dann wollen wir es hiermit genug sein lassen.

Etwa ein Drittel unserer Blechproduktion wird an Händlerlager geliefert. Die Händler führen die handelsüblichen Güten und Formate am Lager und versorgen von dort mit kleinen und kleinsten Mengen die Handwerks- und Kleinbetriebe.

Wenn wir über diese Ausführungen hinaus den Leser bitten, mit offenen Augen die Dinge seiner Umgebung auf die Verwendung von Blech im Rahmen unseres Walzprogramms anzuschauen, wird er über die Fülle der Anwendungsgebiete erstaunt sein und wohl mit uns einiggehen, daß, wie wir eingangs erwähnten, Blech nicht ohne weiteres Blech ist, sondern vielseitigen Ansprüchen gerecht werden muß.

Diejenige Blechtafel, die diagonal geteilt, dann gerollt und längsgeschweißt wird zu einem Peitschenmast, der der Aufhängung von Beleuchtungskörpern an Straßen und Kanälen dient, muß in der Zusammensetzung natürlich anders sein als ein Bekleidungsblech, an das im allgemeinen lediglich bezüglich glatter und ebener Oberfläche Anforderungen gestellt werden. An ein Blech, das verzinkt und anschließend gewellt wird, werden wieder andere Ansprüche gestellt als an ein Blech, das im Maschinenbau verwandt oder zu Preßteilen verarbeitet wird. Besonders das letztere muß bezüglich Festigkeit oder Abkantfähigkeit zum Teil hohen Ansprüchen genügen.

Das Anwendungsgebiet für unsere Musterbleche muß noch besonders erwähnt werden. Wir stellen Musterblech in Form von Riffel- und Tränenblech her. Das Riffelblech sehen wir dort, wo bei Nässe und Frost Rutschgefahr besteht, d. h. als Belag für Laufstege und Treppen, vorwiegend im Freien. Nachdem aber in der letzten Zeit mehr und mehr — nehmen wir nur die Schifffahrt heraus — mit Öl geheizt wird, kommt eine weitere Rutschgefahr hinzu, die auch in gedeckten Räumen auftritt.

Die Sauberhaltung der Gehwege ist zur Vermeidung von Unfällen jetzt von ersterangiger Bedeutung geworden.

Diese Sauberhaltung ist beim Tränenblech entschieden besser, denn während aus den Rhomben des Riffelbleches Frostwasser oder Öl nur schwer zu entfernen ist, laufen diese beim Tränenmuster mit dem Spritzwasser leicht ab. Das Tränenblech ermöglicht also — neben hoher Rutsicherheit — eine bessere Sauberhaltung und gelangt daher in letzter Zeit in immer größerem Umfang zur Verlegung.

Wenn es der Westfalenhütte bisher in guten und schlechten Konjunkturzeiten gelungen ist, den Marktanteil an warmgewalztem Blech zu halten, dann ist dies selbstverständlich nicht allein ein Verdienst des Verkaufs, der den geschäftlich freundschaftlichen Kontakt sowohl mit den Händlern als auch mit den Verbrauchern pflegt, sondern in zumindest gleichem Maße auch ein Verdienst des Betriebes.

Die Materialkontrolle der zahlreichen Güten erstreckt sich über die Stahl- und Walzwerke bis zum fertigen Breitband, aus dem Blech geschnitten wird. Beim Schneiden wird auf Maßhaltigkeit geachtet, und selbst die Verladung erfordert Gewissenhaftigkeit, um Beschädigungen der Bleche auf dem Transport zu vermeiden. Unser Bestreben war und bleibt: das richtige Blech zur rechten Zeit zu liefern.



3 Schutzhelme

Schutzhelm Nr. 1



als medizinische
Wundermittel

Sie beseitigten „vegetative Störungen“

Da wurde doch in diesen Tagen ein Werkstudent von seinem Betrieb zur Arbeitsschutzstelle geschickt, weil er partout keinen Helm aufsetzen wollte. Der gute Mann „tanzte also an“ und erklärte folgendes:

„Ja, wissen Sie, wenn ich so einen Helm aufsetze, dann bekomme ich vegetative Störungen. Ich kenne was davon, ich studiere nämlich Medizin!“

Donnerwetter, das war ein „dicker Hund“! Was sollte man da tun? Nun, im Laufe der Unterhaltung konnte schließlich die genaue Diagnose gestellt werden: Vegetative Störungen? Mag sein — viel schlimmer aber war die riesengroße Portion Unkenntnis über betriebliche Gefahren.

Da half nur eins: Schocktherapie! Gedacht — getan, und schon wurde ihm die

1. Spritze

verpaßt: Betrachten Sie Helm Nr. 1, und hören Sie dazu folgenden Bericht: Am 26. 5. rutschte im Martinwerk I ein Pfannengehänge, das nicht vorschriftsmäßig eingehängt war, aus dem Haken, schlug um und traf den Kollegen B. K. an der rechten Körperseite. K. erlitt zwar Bein- und Armbrüche, der Schutzhelm aber bewahrte ihn vor wahrscheinlich tödlichen Kopfverletzungen.

Schutzhelm Nr. 2



Um die bereits spürbar einsetzende Linderung noch zu verstärken, wurde gleich die

2. Spritze

hinterhergesetzt: Hier ist Helm Nr. 2. Zu ihm gehört folgendes Ereignis: Am 2. 6. 60 war der Kollege A. P. in der Gießhalle des Martinwerkes II mit dem Stellen der Kokillen in der Gießgrube beschäftigt. Plötzlich fiel infolge starker Abnutzung der Befestigungsschrauben eine Verschleißplatte von etwa 34 kg Gewicht vom Kran ab, schlug auf den Unterriegel des Führungsschachtes, kippte um und fiel aus etwa 2 m Höhe dem P. auf den Kopf. P. erlitt Schädelprellungen. Wie hätte der Kopf wohl ausgesehen, wenn er nicht durch einen Helm geschützt gewesen wäre?

Der alten Regel folgend, daß aller guter Dinge drei sind, und um ganz auf „Nummer sicher“ zu gehen, folgte gleich im Anschluß die

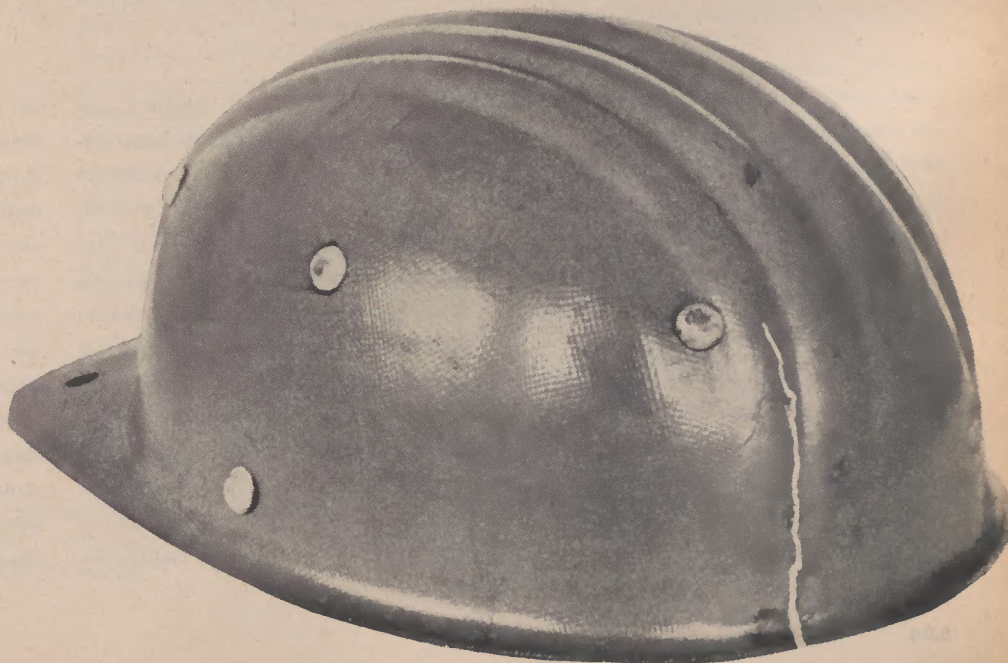
3. Spritze:

Helm Nr. 3 kann Ihnen das erzählen: Am 29. 7. mußte der Kollege K. W. in der Fein-eisenstraße unter dem etwa 80 cm hohen Schlingentisch eine Reparatur durchführen. Plötzlich ging über ihm ein Stab hoch. Vor Schreck schnellte W. aus seiner gebückten Haltung hoch und schlug mit seinem Kopf so heftig unter eine Kante des Schlingentisches, daß der Helm aufriß. Ob der ungeschützte Kopf das wohl ausgehalten hätte?

Der Heilerfolg war geradezu überwältigend: Tief beeindruckt zog ein nachdenklich gestimmter junger Mann von hinnen, nicht ohne vorher gesprochen zu haben: „Ich gehe niemals mehr ohne Helm in den Betrieb! Vegetative Störungen? Pfeif drauf! Es ist man alles bloß eine Gewöhnungssache! Und ein Sarg ist mir schließlich äußerst unsympathisch!“

Ackermann, wat sagste nu?

Schutzhelm Nr. 3





MAL SEHEN, WAS DA LOS IST

Kinder sind wie lebende Fragezeichen. So wie dieser kleine Junge beim Radrennen beobachten sie aufgeweckt und interessiert, was um sie herum vorgeht. Für sie ist das Leben ein großes Abenteuer mit tausend Entdeckungsmöglichkeiten. Ein jeder Tag bringt neue Wunder. Sie fragen das Blaue vom Himmel herunter. „Der Junge kommt auch auf die verrücktesten Ideen“, sagt mancher Vater stolz von seinem Sprößling. Und was passiert, wenn aus Kindern Erwachsene werden? Bei den meisten Menschen ist es dann mit dem großen Interesse und der Neugier am Leben vorbei. Haben

Sie schon einmal Kinder gesehen, die Langeweile hatten? Nur die Welt der Erwachsenen ist voll davon. „Es ist in der Tat erstaunlich“, sagt Robert P. Crawford, „wie viele Menschen wartend auf dem Ideen-Bahnhof herumstehen und niemals in den Zug des schöpferischen Denkens einsteigen.“ Und trotzdem beklagen sie sich, wenn sie im Leben nicht vorwärtskommen. Sie klagen — aber sie vergessen, daß es ohne Ideen keinen Fortschritt gibt, weder geistig, materiell noch persönlich. Haben Sie sich schon einmal ernsthaft die Frage vorgelegt, wieviel gute Einfälle Sie

in Ihrem Leben schon gehabt haben? Einen — hundert oder gar keinen? Wir streben heute nach höheren Löhnen und nach mehr Freizeit. Warum bombardieren wir das Vorschlagswesen nicht mit immer neuen Ideen, damit diese Ziele schneller erreicht werden. Warum verzehnfachen wir nicht die Zahl der Verbesserungsvorschläge und sorgen dafür, daß der Vorschlagkasten überquillt — voll von guten Ideen? Dies ist keine Utopie, sondern ein realer Weg. Wir können ihn gehen, wenn wir erkennen, was die kindliche Neugier uns Erwachsenen zu sagen hat.



Was ist ein Fußgänger?

... ein Autofahrer, dem es gelungen ist, für sein Fahrzeug endlich einen Parkplatz zu finden ...

... ein Mann, der zwei Autos, eine Frau und einen halberwachsenen Sohn sein eigen nennt ...

Dieses Schmunzeln erlauben sich wahrscheinlich nur die Amerikaner, denen der Klassenhaß fremd ist. Bei uns herrscht der tierische Ernst vor, mit dem sich das Volk in zwei Klassen spaltet: eine motorisierte und eine nichtmotorisierte. Ihr Schlachtfeld sind die Fahrbahn und der Zebrastreifen.

Der Schriftsteller Tucholskij sagte vor 30 Jahren, es gäbe zwei Arten von Deutschen: die einen, die hinter dem Schalter sitzen, und die anderen, die davorstehen.

Inzwischen ist die Zeit fortgeschritten. Wir haben uns neu gespalten: in solche, die hinter einem Lenker sitzen, und in solche, die keinen Hubraum zu versteuern haben. Der eine ist des anderen erbitterter Feind. Muß es so sein?

In einem anderen Land wollte ich bei Grün eine Hauptstraße überqueren. Ich war noch nicht halb hinüber, als die Ampel auf Rot umsprang. Der Strom der Kraftfahrer brach aus geöffneten Schleusen gegen mich los. Ich sah mich bereits gerädert, gevierteilt, plattgewalzt, als häßlichen Fleck auf der Fahrbahn liegen. Wie sollte ich das rettende Ufer der anderen Seite erreichen? Siehe da — zwei Meter vor mir stoppte alles. Ich schritt wie durch eine Furt sicher hindurch. Und niemand schimpfte.

Andere Länder, andere Sitten. Bessere, müssen wir beschämt eingestehen. Denn anderswo warten die Fußgänger auch nicht an den Überwegen so lange, bis endlich ein Auto herannaht, um dann, triumphierend und erhobenen Hauptes, vor dessen Kühler gemessenen Schrittes die Straße zu überqueren und vielleicht noch mit dem linken Zeigefinger den „deutschen Verkehrsgruß“ zu tippen.

Merke: Jeder Autofahrer hat den Fußgänger, den er verdient. Sind Sie schon einmal einem Kraftfahrer begegnet, der auf die Bremse trat, statt zu hupen, wenn ein Huhn oder eine alte Frau nicht wußten, ob sie vor- oder zurücklaufen sollten? Wenn ja, dann besteht noch Hoffnung ...

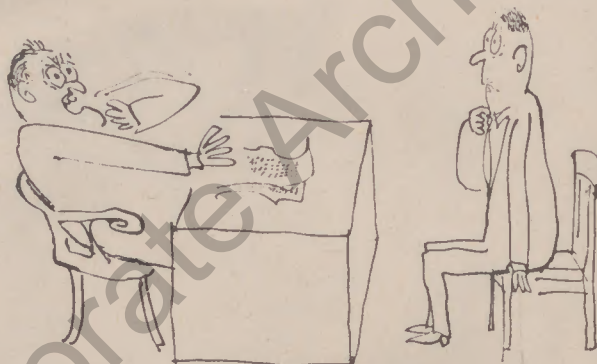
AUS DER ARBEIT EINER PRESSESTELLE



„Die Reportage ist sehr gut, aber das hier geht natürlich nicht: ‚In der Halle V schlägt mir dichter Dampf entgegen.‘ Das klingt ja, als wäre unsere Arbeitsbedingung nicht gut. — Da kommt uns ja die Gewerkschaft auf den Hals!“



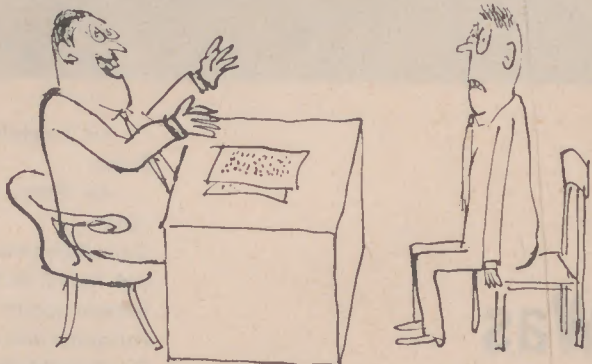
„Hier schreiben Sie: ‚Erstaunlich schnell geht die Endmontage vor sich.‘ Das stimmt ja, aber da könnte ein Kunde denken, wir schludern.“



„Oder dies: ‚Die Arbeit an der Doppelpresse ist nicht leicht!‘ Das ist ein heißes Eisen! Das liest dann der Mitarbeiter an der Doppelpresse und kommt und will Erschwerungszulage!“



„Und dann hier: ‚An der Längswand steht ein großer Kalander‘, das ist ja ein gefundenes Fressen für den Wettbewerb. Was denken Sie, was die da alles ’rauslesen können!“



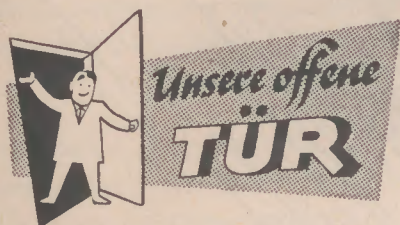
„Am besten ist, wir lassen den ganzen Artikel ’raus und schreiben ausführlich über den letzten Kegelabend der Sportgruppe, an der der Chef teilgenommen hat — und sogar einmal eine Sechse geschoben hat!“

**(Ganz im Vertrauen:
sooo ist es in unserer
Hütte nicht)**



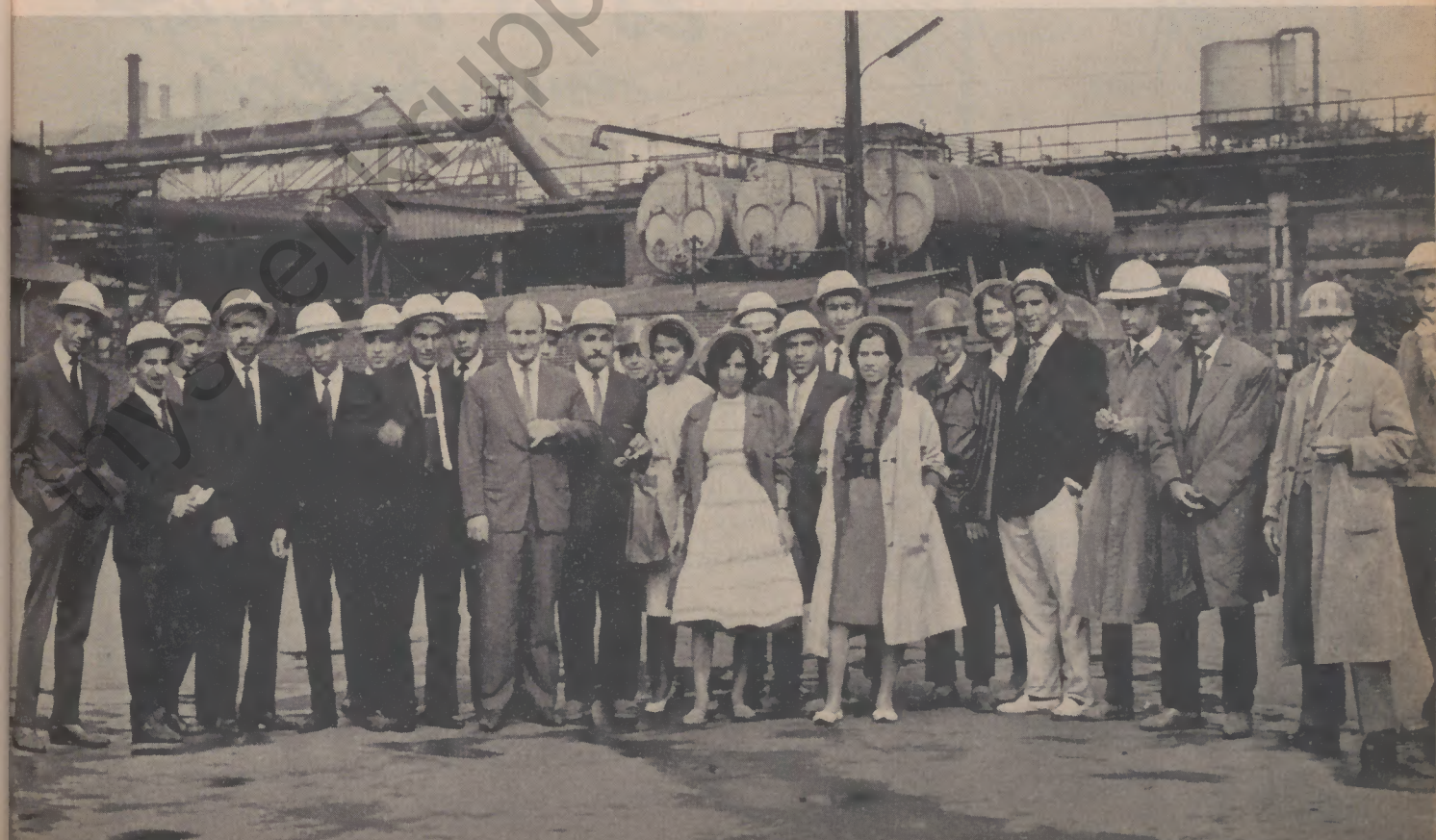
„Was haben Sie denn?“

Lehrgangsteilnehmer der Sozialakademie



In den letzten vier Wochen besuchten uns: (Kath. Studentenverein), 30 Bewohner des Jugenddorfes Oespel, 12 Jugoslawen, 12 Mitarbeiterinnen von Hoesch-Export, 40 Studenten aus Portugal, 20 Marokkaner, 10 Ingenieure aus Andernach, 20 englische Soldaten, 31 Primaner der Kommende Dortmund-Brackel, 35 Primaner der Kommende, 27 Mitglieder der Wirtschaftsvereinigung, Düsseldorf, 30 Unteroffiziere aus Augustdorf, 1 Jugoslawe, 35 finnische Lehrer, 45 Schmiedelehrlinge aus Friesoythe, 8 Mitarbeiter der Firma Löffler, Andernach, 40 Konstrukteure der Siemag, Dahlbruch.

Marokkanische Gruppe von der Regierung entsandt (Pädagogen, Fürsorger, Lehrer, Beamte). Betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung (Bergneustadt) und dem Institut für Internationale Begegnungen, Bonn — in Dortmund von der Rheinisch-Westfälischen Auslandsgesellschaft





*Es ist bestimmt
unmöglich...*

... einem Papagei das Lesen beizubringen.
Aber weshalb denn das Unmögliche versuchen?

Es gibt doch soviel Mögliches und Erreichbares:

Da kann man den Produktionsablauf vereinfachen,
da läßt sich Material einsparen,
da kann man die Qualität verbessern,
da lassen sich Unfallquellen ausschalten.
Es gibt viele Möglichkeiten.

Überall hängen unsere Briefkästen,
die auch auf deinen Verbesserungsvorschlag warten.

Nachdenken lohnt immer!

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Valentin Barilski, Martinwerk III: Der Vorschlag, an das Ende der Flickschaufel ein Blech anzuschweißen, um das Herunterfallen des heißen Dolomits zu verhindern, wird vom Betrieb durchgeführt, und es wird ein sicheres Arbeiten erwartet.

Hermann Dittmar, Maschinenabteilung Thomaswerk: Der Betrieb hält den Gedanken, die Roste für die Gießtrichter mit Halterungen zu versehen, für gut. Er will sie einführen und hofft, hierdurch eine größere Unfallsicherheit zu erreichen.

Otto Burbott, Trägerlager: Durch die Änderung der Profile II und Ia fallen beim Stapeln der Doppelbohlen die dazwischenliegenden Holzklötze weg. Da der Abstand von Schloß zu Schloß und von Knopf zu Knopf sehr gering wird, können die alten Klauen nicht mehr verwendet werden. Die vorgeschlagenen Klauen waren eine zwingende Notwendigkeit, um überhaupt die Doppelbohlen so aufeinanderstapeln zu können, daß eine Unfallgefahr ausgeschlossen wird. Es handelt sich um eine Verbesserung, die dem Betrieb sehr nützlich ist.

Erich Schulze und Paul Füllberg, Maschinenabteilung Hochofen: Bei den Pumpen 1-4 der Preßwasseranlage im Thomasgebläsehaus traten häufig Ölverluste auf, weil der Rahmen der Pumpen zu niedrig war, wodurch das Öl anstatt in den Umlaufkanal in den Abflußkanal lief. Dies ist jetzt auf Grund des Vorschlages geändert worden. Das Öl steigt jetzt im Getriebekasten an, läuft über den Rahmen in den Abfluß zum Ölbehälter und bleibt somit im Umlaufölsystem.

Jubilare September 1960

50

ERNST VOGT
M. A. Stahlwerke

WILHELM WEBER
M. A. Stahlwerke

40

JOHANN MURAWSKI
Sozialwerkstätten

KARL VOGELSANG
Sozialwerkstätten

ANTON TRÖMER
Drahtverfeinerung

WILHELM RELLMANN
Elektro-Stahlwerk

EMIL BÜSCHER
Kaliberwalzwerke

GUSTAV BÖHMER
Mech. Werkstätten

WILHELM KOBUS
Mech. Werkstätten

MAX HOFFMANN
Thomaswerk

HEINRICH KLEIN
Kaltwalzwerk

RICHARD REIMANN
Kaliberwalzwerke

25

ANTON MÜLLER
Kaliberwalzwerke

HERBERT DRUSKAT
Kaliberwalzwerke

BERNHARD KEUCHEL
Bauabteilung

ANDREAS KONS
SM-Stahlwerk III

WALTER FLECK
M. A. Stahlwerke

JULIUS SEIDEL
Z. D. H.

Verdienstvolle Mitarbeiter

Karl Sprungk und Helmut Greulich, Maschinenabteilung Thomaswerk: Durch die Änderung der Schlackentüren der Mischer liegen jetzt die Drehpunkte außerhalb des großen Hitzebereiches, so daß eine Beschädigung an dieser Stelle weitgehend vermieden wird. Außerdem läßt sie sich jetzt dichter schließen und ebenso leichter bei Reparaturarbeiten entfernen.

Paul Wozna, Elektrotechnische Abteilung: Durch die andere Armierung der Koffermagnete reißen die jetzt vorhandenen Schrauben nicht mehr so schnell ab, so daß Betriebsstörungen und Reparaturen hierdurch vermindert werden.

In Ausübung ihres Berufes verunglückten tödlich unsere Belegschaftsmitglieder

Rudi Heinrich
Sinteranlage

Hermann Sackers
Lok-Werkstatt

Franz Althaus
Hochofen

Auf dem Heimweg von seiner Arbeitsstelle verunglückte tödlich unser Belegschaftsmitglied

Klaus Otto
Breitbandwalzwerk

Direktorium, Betriebsvertretung und Belegschaft betrauern ihren Tod und werden ihnen ein ehrendes Gedenken bewahren.

Wiewiel kosten eigentlich

die Sachleistungen bei Krankheit?

„Ich habe dieses Jahr die Krankenkasse kaum in Anspruch genommen“ — wie oft hören wir das in Gesprächen mit Versicherten. Namentlich sagen es diejenigen, die kein Krankengeld erhielten.

Immer wieder wird vergessen, daß auch die ärztliche und zahnärztliche Behandlung sowie die vom Arzt verordneten Arzneien und Heilmittel, vor allem aber die Krankenhausbehandlung Geld kosten. Sie kosten sogar, wie wir sehen werden, eine ganze Menge.

Folgende Kostenrechnung als Beispiel:

Ein verheirateter Versicherter mit zwei Kindern verdient im Monat 500 DM. Der Krankenkassenbeitrag beträgt 7,5% des Grundlohnes, das sind 37,50 DM. Davon trägt der Arbeitgeber die Hälfte, so daß der Versicherte monatlich 18,75 DM an Krankenkassenbeitrag aufzubringen hat. Sein Lohnabzug für die Sozialversicherung ist natürlich viel höher, weil darin auch die Beiträge zur Rentenversicherung und zur Arbeitslosenversicherung enthalten sind. Der Krankenkasse verbleiben von dem gesamten Sozialversicherungsbeitrag nur 34%; den Rest führt sie an die Träger der Renten- und Arbeitslosenversicherung ab.

Was bekommt nun der Versicherte

für seinen Beitrag, wenn er, seine Frau oder eines seiner Kinder krank wird?

Zuvor ist zu sagen, daß nach der Statistik im Durchschnitt auf jeden Versicherten — die Familienhilfefälle eingerechnet — jährlich fünf bis sechs Behandlungsfälle kommen. Für die Mehrzahl der Versicherten entstehen also in jedem Jahre Krankheitskosten. Nur wenige Familien bleiben ganz von Krankheiten verschont.

Die Arztkosten je Behandlungsfall sind bei den einzelnen Krankenkassen verschieden hoch, da unterschiedliche Honorarvereinbarungen zwischen Krankenkassen und der Kassenärztlichen Vereinigung bestehen. Die Honorarvereinbarungen beruhen aber alle auf der Grundlage der amtlichen Preußischen Gebührenordnung für Ärzte (Preugo).

Danach kosten zum Beispiel

Beratung	
in der Sprechstunde	2,— DM
Hausbesuch des Arztes	4,— DM
Nachtbesuch des Arztes	8,— DM
sofort verlangter Nachtbesuch	12,— DM

Tätigkeit am Röntgenapparat (ohne Material)	8,— DM
dreimalige Magendurchleuchtung	16,— DM
Elektrokardiogramm	9,60 DM
Laboruntersuchung (ohne Material)	3,— — 15,— DM
Einspritzung (ohne Medikament)	2,40 — 6,40 DM
Blutbild	16,— DM
Grundumsatzbestimmung	16,— DM

Schon die geläufigsten ärztlichen Leistungen sind also keineswegs billig. (Die Frage, ob die Gebühren „angemessen“ sind, soll hier außer Betracht bleiben.)

Im Laufe eines Behandlungsfalles

wiederholen sich manche Leistungen des Arztes. Bei Betriebskrankenkassen entstanden 1958 im Durchschnitt 15,01 DM Arztkosten je Behandlungsfall. Bei unserer Betriebskrankenkasse waren es 12,34 DM. Der Durchschnitt errechnet sich aber aus den Kosten für große und kleine Fälle, besagt also wenig über die Arztkosten für den Einzelfall. Für diesen können auch ambulant auszuführende Sonderleistungen des Arztes in Frage kommen, namentlich kleine chirurgische Eingriffe. Z. B. kosten die Eröffnung eines Furunkels (neben der Beratungsgebühr) 2,90 DM, der Verband einer Wunde 2,15 DM. Wenn sich der Versicherte eine Brille „verschreiben“ läßt, zahlt die Krankenkasse dem Augenarzt dafür 4,30 bis 7,20 DM. Ist dem Mitglied etwas ins Auge geflogen und muß es vom Augenarzt entfernt werden, so kostet dies 2,90 bis 4,30 DM. Wir bezahlen zum Ausgleich dieser Gebühren an die Kassenärztliche Vereinigung einen Pauschalbetrag, aus dem die Ärzte nach den oben erwähnten Einzelleistungen bezahlt werden. 1958 zahlten wir ein Kopfpauschale — das ist ein bestimmter Betrag, der jedes Jahr für jedes Mitglied gezahlt wird — von 62,93 DM. Von unserer Kasse allein erhielt die Kassenärztliche Vereinigung den Betrag von 1 400 761,05 DM. Inzwischen ist das Kopfpauschale auf 71,80 DM hinaufgegangen.

Da unsere monatlichen Beitragseinnahmen je Mitglied 37,60 DM betragen, sind das fast zwei Monatsbeiträge. Ein Monatsbeitrag ist also, wenn der Versicherte oder eines seiner Familienmitglieder zum Arzt geht, rasch verbraucht.

Nur bleibt es aber regelmäßig nicht bei der Tätigkeit des Arztes. Je nach Lage und Schwere des Falles werden Arzneien und Heilmittel verordnet. Die Betriebskrankenkassen im Bundesgebiet gaben (ohne die versicherten Rentner) im Jahre 1957 für rd. 16 Millionen Behandlungsfälle fast 100 Millionen DM für Arzneikosten aus, das

sind je Fall rd. 6 DM. Für Heil- und Hilfsmittel betrug die Gesamtausgabe der Betriebskrankenkassen fast 22 Millionen DM, je Fall also fast 1,40 DM.

Unter den ärztlich verordneten Heilmitteln

sind besonders zu nennen medizinische Bäder, Massagebehandlung, Fußeinlagen, Bandagen und Brillen. Eine gewöhnliche Lesebrille, wie sie die meisten Menschen über 40 Jahren brauchen, kostet etwa 10 DM; für komplizierte Brillen beträgt der Preis bis zu 80 DM. Die Krankenkassen zahlen für

Bruchbänder	7,— — 30,— DM
Schuheinlagen	10,— — 40,— DM
Gummistrümpfe	8,— — 20,— DM
Leibbinden	5,— — 50,— DM
med. Bäder und Massagen je bis	5,— DM

Es gibt aber auch weit teurere Sachleistungen, zu denen die Krankenkasse Zuschüsse leistet; erinnert sei an die Hörgeräte, die wenigstens 260 DM kosten. Wir beteiligen uns hieran mit 250 DM.

Wie gesagt, der Versicherte würde mit einem Monatsbeitrag nicht weit kommen, müßte er die Arztkosten und die sonstigen Sachleistungen bei Krankheit selbst bezahlen. Da er nicht weiß, wie hoch die Kosten der ambulanten Behandlung sind, fehlt ihm meist eine Vorstellung über die Höhe der Kosten, die seine oder seiner Angehörigen Erkrankung verursacht. Die wenigen Beispiele, die wir brachten, genügen aber wohl, um mit der Behauptung aufzuräumen, man habe

„nichts bekommen“,

wenn keine Arbeitsunfähigkeit vorlag und kein Krankengeld bezogen wurde.

Interessant ist in diesem Zusammenhang das Ergebnis einer kürzlich veranstalteten Umfrage. Danach nahm in einem Zeitraum von zwei Jahren ein Fünftel (20%) der Versicherten ihre Krankenkasse regelmäßig alle Vierteljahre in Anspruch, 19% der Befragten begehrten Leistungen in größeren, aber immerhin doch regelmäßigen Abständen. Die Hälfte (50%) nahm nur bei akuten Krankheitsfällen die Krankenkasse in Anspruch. Nur 11% brauchten in den zwei Jahren ihre Krankenkasse überhaupt nicht in Anspruch zu nehmen.

Beim Zahnarzt

sieht es nicht viel anders aus als beim Arzt. Bei der Inanspruchnahme eines Zahnarztes entstehen folgende Kosten:

Entfernen eines Zahnes	3,55 DM
Füllung eines Zahnes	
ohne Wurzelbehandlung	5,— DM
mit Wurzelbehandlung	10,— DM
Zuschlag für Silikat- oder Silberamalgamefüllung je Zahn	2,— DM

Muß vor der Zahnbehandlung eine Röntgenaufnahme angefertigt werden, so entstehen Honorarkosten von 4,50 bis 20 DM. Die Zahnärzte bezahlen wir nach Einzelleistungen. 1958 haben wir für Zahnbehandlung 344 842,19 DM, das sind 15,40 DM je Mitglied, 22,80 DM je Behandlungsfall, bezahlt.

Benötigt der Versicherte Zahnersatz, so sind für ein 14zähniiges Ersatzstück etwa 150 DM, für eine Vollprothese (Ober- und Unterkiefer) bis zu 300 DM aufzuwenden. Unsere Kasse trägt hiervon bis zu 250 DM je Fall. Wir gaben 1958 für Zahnersatz 430 367,09 DM aus. Insgesamt erhielten somit die Zahnärzte 1958 von uns den Betrag von 775 200,28 DM.

Etwa 40% der Ausgaben der Krankenkassen entfallen auf die

Sachleistungen der Krankenpflege.

Wenn die Betriebskrankenkassen heute als Beitrag durchschnittlich 7% des Grundlohns zur Deckung des Leistungsaufwands erheben müssen, ist also allein zur Deckung der Aufwendungen für Krankenpflege ein Beitragssatz von rd. 3% des Grundlohns erforderlich. Mit anderen Worten: Die Kosten für ärztliche und zahnärztliche Behandlung sowie für die Versorgung mit Arznei, Heil- und Hilfsmitteln und Zahnersatz können nur gedeckt werden, wenn jeder Versicherte und sein Arbeitgeber von je 100 DM Monatslohn (bis 660 DM) für die Krankenkasse 3 DM zahlen. In unserem oben gegebenen Beispiel werden von den 18,75 DM, die der Versicherte als Beitrag zahlt, fast 7 DM für die Deckung der Krankenpflegeausgaben benötigt. Für diesen verhältnismäßig geringen Beitrag von 3% erhält der Versicherte aber für sich und seine Familie einen sehr weitgehenden Versicherungsschutz, wenn ein Krankheitsfall eintritt.

Der Vergleich zwischen Beitrag und Leistung

ist besonders kraß, wenn Krankenhausbehandlung notwendig wird. Jeder Pflegetag im Krankenhaus kostet heute zwischen 14 und 25 DM. Ein Monatsbeitrag deckt also nicht immer die Kosten für einen einzigen Krankenhaustag! Da die Verweildauer im Krankenhaus durchschnittlich 21 Tage beträgt, sind beinahe zwei Jahresbeiträge zur Deckung der Kosten eines einzigen Krankenhaufalles erforderlich. Dabei ist das Hausgeld, das der Versicherte bei Krankenhauspflege erhält, noch nicht mitgerechnet. Krankenhaufälle mit Kosten von mehreren tausend DM sind gar nicht selten.

Es soll keinem Versicherten vorgerechnet werden, wieviel Kosten gerade er verursacht. Das Wesen der Krankenversicherung besteht ja darin, daß der hohe Auf-

wand im Einzelfall aus dem Gesamtbeitragsaufkommen aller Versicherten gedeckt wird. Dieser Einzelfall bedroht aber alle Versicherten gleichmäßig. Keiner weiß, wann er krank wird und wann in seiner Familie hohe Krankheitskosten entstehen. Kein Versicherter kann deshalb mit Recht über die „hohen“ Krankenkassenbeiträge klagen.

Wer die Höhe der Kosten für die Sachleistungen der Krankenkasse bei Krankheit nicht kennt, der wird eine solche Klage nicht mehr vorbringen. Er wird sich aber auch

überlegen, ob es gerechtfertigt ist,

in einem Bagatelldfall überhaupt die Krankenkasse in Anspruch zu nehmen. Die Mehrzahl der Versicherten könnte heute die Kosten für Abführmittel, Kopfschmerztabletten und Hustensaft auch ohne eine Krankenversicherung aufbringen. Wegen der Möglichkeit, daß solche geringen Kosten entstehen, würde sich niemand versichern, sowenig ein vernünftiger Mensch deshalb eine Feuerversicherung abschließt, weil ihm möglicherweise ein Taschentuch verbrennt. Jede Versicherung ist nur für den schweren Schadenfall sinnvoll. Ihre Mittel dürfen deshalb nicht für Lächerfälle verplempert werden. Dieser Grundsatz muß weit mehr als bisher auch für die gesetzliche Krankenversicherung gelten. Dieses gilt auch für Krankenhauspflege. Mancher Fall — nur der Arzt kann es entscheiden — könnte auch zu Hause behandelt werden.

Es ist dringend nötig,

die Versicherten darüber aufzuklären, wieviel jeder Gang zum Arzt und zur Apotheke kostet. Die Krankenversicherung ist nicht zuletzt dadurch in Schwierigkeiten geraten, daß ihre Versicherten nichts von der Höhe der Krankheitskosten wissen. Der so mühelos zu erlangende Krankenschein verlockt nur allzusehr zu der Vorstellung, seine Verwendung verursache keine Kosten. Deshalb wurde hier an einigen Beispielen aufgezeigt, wie teuer die Krankheit der Versicherten für ihre Krankenkasse ist. Nur wenn maßgehalten wird, kann die Krankenkasse bei erträglichem Beitrag leisten, was der Versicherte und seine Familie brauchen, wenn sie krank werden.

Wir haben in einem Halbjahr über 400 000 DM zusetzen müssen. Eine Grippe war schuld daran. Auch jetzt verursacht uns dieser nasse Sommer viele Kosten, die wir zugunsten kranker Mitglieder aufwenden müssen. Wenn wir dies alles meistern wollen, ohne unsere Mehrleistungen abzubauen, dann geht es nur durch Disziplin nicht nur im Krankfeiern, sondern auch bei Inanspruchnahme von Sachleistungen.



BRUNO WODZIK

Bruno Wodzik, „goldener Jubilar“ aus der Maschinenabteilung Stahlwerke, wurde am 22. Oktober 1894 in Riwalde (Westpreußen) geboren. Als Zehnjähriger kam er nach Dortmund, wo sein Vater bereits arbeitete. Und weil sein Vater just „auf Hoesch“ — zuletzt im Walzwerk 4/5 — tätig war, kam der schulentlassene Bruno auch zur Hütte.

Zunächst war er in der Maschinenabteilung Hochofen, aber schon bald kam er zur Maschinenabteilung Stahlwerke, in der er heute noch schafft. In seiner Freizeit schafft er nicht, da „knüstelt“ er. Und im Haushalt und Keller ist immer etwas zu knüsten. „Ich knobele so lange an einem Ding herum, bis es wieder fertig ist. Im übrigen bin ich kein Stubenhocker.

Und da habe ich es gut: Ich wohne jetzt in Hombruch. Ganz nahe liegen Bolmke und Rombergpark, in denen ich spaziergehe und, was mir gerade gefällt, fotografiere. Ich genieße eben Gottes freie Natur.“

Wir alle wünschen ihm, daß er sie nach Eintritt in den wohlverdienten Ruhestand noch sehr viele Jahre genießen möge.

FRIEDRICH BÄRhold

Er ist ein däftiger „Jung vom Emscherstrand“, am 8. August 1894 in Dortmund geboren. Sein Vater Reinhold war über 20 Jahre in der Zimmerei beschäftigt, sein Bruder Georg ist seit 42 Jahren in der Maschinenabteilung Walzwerk I, sein Bruder August arbeitet seit 16 Jahren als E-Schweißer im Stahlbau.

Friedrich Bärhold arbeitet seit fast 50 Jahren in dem gleichen Betrieb, wo er alle anfallenden Tätigkeiten durchlief, der Maschinenabteilung Walzwerk I. Seit über 30 Jahren steht er an der Steuerbühne, an der er sich — das ist wahrscheinlich ein einmaliger Fall — mit seinem Bruder Georg ablöst. Da muß die Arbeit ja klappen, wenn ein Bruder sie dem andern in die Hand gibt.

„Die Jungs heute machen sich ja gar keine Vorstellung, wie wir früher haben arbeiten müssen: Täglich 12 Stunden, und am Sonntag machten wir oft 24. Heute ist das alles anders. Und heute habe ich auch Zeit, viel zu lesen und vor allem mit meiner Enkelin Karola spazierenzugehen. Das ist meine größte Freude.“

Alles Gute weiterhin auf den Weg,
Friedrich Bärhold!



Den richtigen Lesestoff geben

„Lolita“ ist keine Lektüre für einen Halbwüchsigen. Darüber sind sich nicht nur die Gelehrten, sondern hoffentlich auch alle Eltern einig. Sie versuchen zu verhindern, daß ihre Vierzehnjährige sich das Dekameron aus dem Bücherschrank sucht, halten Hemingway unter Verschluss und verstecken die frivole Françoise Sagan hinter Storm und Keller mit Goldschnitt. Das junge Volk soll um jeden Preis gegen die demoralisierenden Wirkungen der Literatur abgeschirmt werden. Das ist sicher eine löbliche Einstellung. Zwar ist es gewitzten jungen Leseratten von jeher gelungen, sich die pikanteren Bestände der elterlichen Bibliothek zu erschließen. Dennoch darf man natürlich nicht müde werden, das zu unterbinden.

Es sind aber längst nicht nur die Darstellungen einer erotischen Zügellosigkeit, die unseren Kindern gefährlich werden können. Die Literatur schlechthin ist eine geistige Speise, die wohl dosiert werden muß, wenn sie die Kinder wirklich bilden und nicht verbilden soll. Es wird zuviel Aufmerksamkeit darauf verwendet, den jungen Leuten die Liebesgeschichten vorzuenthalten, und viel zuwenig Aufmerksamkeit den übrigen schädigenden Einflüssen einer verfrühten Erwachsenenlektüre gewidmet. Wie viele Kriegsschmöker mit Durchhalteparolen und Heldenglorifizierung treiben sich noch in den Bücherschränken herum! Wie viele ausgesprochen minderwertige Jungmädchenbücher aus Mutters Jugendjahren setzen den Backfischen von heute noch immer Flöhe ins Ohr! Wer heranwachsende Kinder hat, sollte wirklich gelegentlich seine Bücherbestände gründlich durchforsten und sich einmal die Mühe machen, den jungen Leuten einige ihnen gemäße Bücher herauszusuchen und zu empfehlen.

Viele Fehler werden auch mit jüngeren Kindern gemacht. Liegegebliebene Illustrierte werden oft schon von Zehnjährigen regelmäßig durchgeschmökert. Zeichenserien mit altklugen und ganz unkindlichen Texten, meist kriminalistischer Natur, sind die erste Lektüre des Schulanfängers. Nun ist dieser Lesestoff zwar meist recht läppisch, aber dabei so schwierig, daß er von den jüngeren Kindern gar nicht verstanden wird. Sie schlingen auf diese Weise eine Menge unverdautes Zeug in sich hinein und nehmen Begriffe in ihren Wortschatz auf, deren Bedeutung

Wir kommentieren und glossieren

„Es gibt kein schöner Leben als Studentenleben . . .“

Man singt es heute noch in den Kneipen, wie wir einst es geschmettert, auch wenn „das Moos entschwunden“ war und deshalb „ein Bär gebunden“ werden mußte. Vielleicht singt man den Kantus heute verhaltener, denn:

Zwei Drittel unserer Studenten haben zwar monatlich wenigstens 150 DM zur Verfügung, aber etwa 76 000 müssen während der Ferien arbeiten. Die Gesamtzahl der Studierenden ist seit 1949 auf das Doppelte angewachsen, die Zahl der Kriegswaisen unter ihnen jedoch um das Vierfache. 47 000 Studenten erhalten von ihren Eltern höchstens gelegentliche Zuwendungen in Höhe von 50 bis 75 DM. Das sind Angaben aus einer umfassenden Sozialerhebung, die das Deutsche Studentenwerk vorlegt. Sie wurde mit Hilfe des Bundesinnenministers und mit Unterstützung des Statistischen Bundesamtes durchgeführt. Mit ihrer Fülle von Zahlen und Daten gestattet sie einen Überblick über die wechselnden Studienverhältnisse eines Jahrzehnts.

Seit die Generation der Kriegsteilnehmer die Hochschulen im wesentlichen verlassen hat, ist das durchschnittliche Lebensalter der Studierenden ziemlich gleichgeblieben. Nach den Erhebungen der letzten drei Jahre ist etwa jeder zweite Student 23 Jahre und jünger. Der Prozentsatz der über Dreißigjährigen fiel auf 5% ab (1956: 7,3%). Der Anteil der Verheirateten hält sich weiter bei 6,4%. Rund 40 000 Studenten sind Halbwaisen; in der Mehrzahl ist der Vater verstorben (13,3%) oder gefallen (9,9%). Die Zahl der studierenden Kriegswaisen (15 571) hat sich seit 1953 — absolut gesehen — vervierfacht. Rund 3000 Studierende sind Vollwaisen, 28 114 Studierende, das sind etwa 18%, sind seit 1945 aus der Sowjetzone zugewandert, rund 7000 davon innerhalb der letzten drei Jahre. Die Zahl der Heimatvertriebenen (ohne Zugewanderte) liegt bei 20 786 (13,2%).

Eine Aufschlüsselung nach dem Beruf des Vaters

ergibt folgendes Bild: Der Anteil der Akademiker liegt etwas über 30% (1956 rund 27%). Jeder dritte Studierende stammt aus einer Beamten-, jeder fünfte aus einer Angestelltenfamilie. Der Anteil der studierenden Arbeiterkinder liegt mit 7300 bei etwas über 5%; 1951 kamen aus Arbeiterfamilien 2300 Studierende. 67,4% aller Väter von Studenten sind berufstätig, 9,1% Pensionäre oder Rentner. Von 12,3% aller Hochschüler ist die Mutter erwerbstätig, rund 10% der Mütter sind Pensionärinnen oder Rentnerinnen, rund 70% versorgen ausschließlich ihren Haushalt. Etwa jeder fünfte Student ist ein Einzelkind, jeder dritte stammt aus einer Zweikinderfamilie, 23% haben zwei, 25% drei und mehr Geschwister. Die Erhebung kommt zu dem Ergebnis, daß höchstens bei der Hälfte aller Studierenden von normalen wirtschaftlichen Verhältnissen gesprochen werden kann, d. h., daß die Familie vom Einkommen des berufstätigen Vaters leben kann.

Von dem Einkommen der Familie müssen
monatlich mindestens 200 DM

für die Ausbildung jedes studierenden Kindes abgezweigt werden. Rund 50 000 Studierende, etwa 35%, finanzieren ihre Ausbildung ausschließlich aus Zuwendungen der Eltern (1956: 32,8%); weitere 40 000 erhalten von zu Hause größere und kleinere Zuschüsse (30,7%). Dabei bekamen 27,7% mehr als 150 DM monatlich von daheim; 1956 waren es nur 14% gewesen. Übrigbleibt die erhebliche Zahl von 47 000 Studierenden, die weder bei den Eltern wohnen können noch wesentliche Zuwendungen erhalten. Die Förderung bedürftiger und würdiger Studenten wurde mit Einführung des Honnefer Modells im Sommersemester 1957 entscheidend erweitert. Die Zahl der Stipendienempfänger ist danach von 18 000 auf über 40 000 gestiegen. 41% aller studierenden Arbeiterkinder erhielten eine Förderung nach dem Honnefer Modell. Insgesamt kann gesagt werden, daß im Sommersemester 1959 etwa 66% unserer Studierenden wenigstens 150 DM monatlich zur Verfügung hatten (1956: 40%). Der Anteil der Werkstudenten verminderte sich demzufolge in den letzten drei Jahren um ein Drittel.

Der Anteil jener Studenten, die ihr
Studium durch Werkarbeit finanzieren,

ist seit 1956 von 44,9% auf 30,1% zurückgegangen. Fast 75% der Studierenden

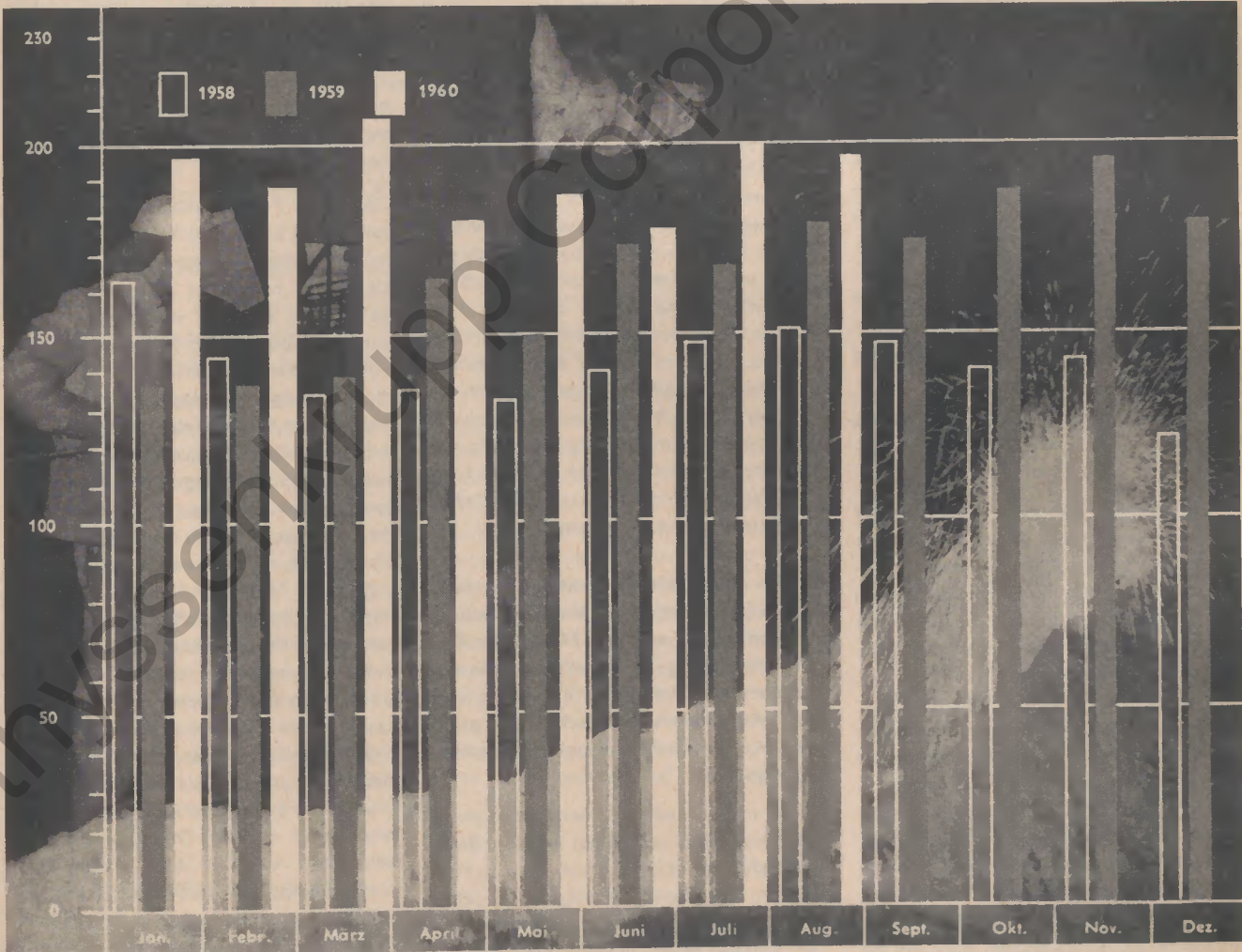
leisten während des Semesters überhaupt keine Werkarbeit mehr, in den Ferien dagegen noch immer 33,6% der Studenten und 23,7% der Studierenden (1956: 45,1% und 29,8%). Nur rund die Hälfte aller Studenten kann auf einen zusätzlichen Verdienst in den Ferien ganz verzichten. Ein Teil der Studierenden arbeitet allerdings auch für Aufwendungen außerhalb des Studiums. So behaupten von den 76 000 Studenten, die in den Ferien noch werktätig sind, nur 41 000, daß sie ihr Studium durch den eigenen Verdienst wesentlich mitfinanzieren.

Der Hochschulwechsel nimmt seit 1951 langsam zu. 1959 hatten die Hochschulen gewechselt: gar nicht 62,2%, einmal 26,7%, zweimal 8,5%, dreimal und über dreimal 2,6%. Rund 8500 Studierende (5,4%) hatten ein oder mehrere Semester im Ausland studiert, etwa jeder zweite Student war zu kurzfristigen Ferienbesuchen im Ausland. Das Studentenwerk hält den Anteil der regulären Auslandsstudenten noch für viel zu niedrig.

Das Wohnraumproblem zeichnet sich in folgenden Zahlen ab: 51 000 Studenten (32,8%) wohnen bei den Eltern, darunter sind jedoch 20 000 Fahrstudenten. In Wohnheimen finden 9,8% der Studierenden Platz. Es haben jedoch 49,5% (78 000) den Wunsch geäußert, künftig im Wohnheim zu hausen. Vorhanden sind bisher nur etwa 16 000 Plätze. Das Deutsche Studentenwerk weist deshalb auf die dringende Notwendigkeit eines verstärkten Wohnheimbaus hin.

ihnen entweder gar nicht bekannt ist oder die sie falsch verstanden haben. Mit den Märchen geht es oft ähnlich. Längst nicht alle sind dem kindlichen Verstand zugänglich. Man kann sie den Kindern nicht ohne umständliche Erklärungen vorlesen. Haarsträubendes erlebt man mit manchen Bilderbüchern für die Jüngsten. Sie sind mit unglaublich törichten und gekünstelten Reimen ausgestattet. Da viele Kinder sie schnell auswendig lernen, bedienen sie sich dann oft selbst dieser affektierten Ausdrucksweise. Auch hier kommt es also schon darauf an, auszuwählen und zu prüfen, damit den Kindern die Freude am Buch erhalten bleibt und sie das Gelesene oder Gehörte auch wirklich erfassen und zu ihrer geistigen Weiterentwicklung verwerten können.

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG IN 1000 TONNEN



Monatsdurchschnitt 1958 = 141 635 t
Monatsdurchschnitt 1959 = 164 207 t

Nachkriegshöchstherzeugung März 1960 = 208 500 t

Vorkriegshöchstherzeugung März 1939 = 123 536 t

DAS

FACHWORT

Der volkswirtschaftliche Gesamtzusammenhang (1)

Weder die aktuellen Konjunkturmaßnahmen noch die ausführlichen und hochqualifizierten Konjunkturberichte des Bundeswirtschaftsministeriums, der Deutschen Bundesbank oder der Wirtschaftswissenschaftlichen Forschungsinstitute sind ohne ausreichende Kenntnis des volkswirtschaftlichen Gesamtzusammenhangs verständlich. Lesen wir einen der genannten Wirtschaftsberichte, so werden wir feststellen, daß das wirtschaftliche Wachstum stets im Mittelpunkt steht, wobei es generell am Sozialprodukt, d. h. am Gesamteinkommen der Volkswirtschaft, gemessen wird. Da wir aus der Nummer 7 unserer Werkzeitschrift wissen, daß der Begriff des Sozialprodukts den Wert sämtlicher Güter und Dienstleistungen umfaßt, den eine Volkswirtschaft im jeweiligen Berichtszeitraum hervorgebracht hat, ist uns dieser Zusammenhang bereits klar:

Das Sozialprodukt ist der allgemeine Maßstab für die wirtschaftliche Leistungskraft einer Volkswirtschaft.

Der Sinn solcher Jahresrückblicke besteht nun aber nicht allein darin, das erzielte Wachstum und eine Reihe weiterer Erfolgsdaten einfach aufzuzählen. Vielmehr werden darüber hinaus auch alle Faktoren besprochen und sowohl nach ihrer Wirkungskraft als auch nach ihrer Größenordnung angeführt sowie gegeneinander abgewogen, die das erzielte Wachstum bestimmen, sei es nun, daß sie es gefördert oder gehemmt haben. Hierzu gehören u. a. der erreichte Beschäftigungsgrad, die private und die öffentliche Investitionstätigkeit, die Außenhandels- und Zahlungsbilanzsituation, die Einkommen der privaten Haushalte sowie deren Verbrauchsnachfrage und Spartätigkeit, die Lage am Geld- und Kapitalmarkt usw. Darüber hinaus werden schließlich bei jedem dieser

Punkte die sie betreffenden letztjährigen Maßnahmen der Währungs-, Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik kritisch untersucht.

Wir sehen also, daß es sich um eine Fülle des Wirtschaftsgeschehen beeinflussender Größen handelt, zwischen denen zudem eine Vielfalt wechselseitiger Beziehungen besteht. Keiner der vielen Faktoren steht allein und kann isoliert betrachtet werden, wie dies in der erwerbswirtschaftlichen Praxis in der Regel geschieht. Um das Verständnis der Konjunkturberichte zu erleichtern und um auch der eigenen Meinungsbildung anschauliche Anhaltspunkte zu geben, soll in einer Fortsetzungsreihe unseren Lesern in einer vereinfachten, allgemeingültigen Weise der volkswirtschaftliche Gesamtzusammenhang erklärt werden. Im Vordergrund dieser Darstellung stehen die Höhe und das Wachstum des volkswirtschaftlichen Gesamteinkommens, und daher lautet die Frage, von der wir ausgehen wollen: Wovon ist die Höhe bzw. das Wachstum des volkswirtschaftlichen Gesamteinkommens abhängig?

1. Die Höhe des Gesamteinkommens (Sozialprodukts) einer Volkswirtschaft ist abhängig von der Höhe der Gesamtbeschäftigung; das Wachstum des Gesamteinkommens ist abhängig von den vorhandenen Beschäftigungsreserven, vom jeweils erreichten Beschäftigungsgrad.

Wenn mehr gearbeitet wird bzw. wenn mehr Menschen beschäftigt werden, dann geschieht dies ohne Zweifel, um die Produktion und damit das Angebot zu erhöhen. Damit steigt das Gesamteinkommen der Volkswirtschaft um den Wert der zusätzlich erzeugten Güter und Dienste. Je weniger gearbeitet wird bzw. je mehr

Menschen aus dem Produktionsprozeß entlassen werden, desto geringer wird mithin die Höhe des Gesamteinkommens.

Besteht Unterbeschäftigung, d. h. in einem größeren Umfange unfreiwillige Arbeitslosigkeit, als es dem Normalsatz ständig erfolgender Arbeitsplatzwechsel entspricht, so stellt die Leistung, die diese Arbeitslosen hervorbringen könnten, aber nun nicht hervorbringen, einen volkswirtschaftlichen Produktionsverlust dar. Dieser Verlust ist endgültig, da die verlorene Arbeitszeit niemals und durch nichts wettgemacht bzw. aufgeholt werden kann.

Ist demgegenüber bereits Vollbeschäftigung erreicht, dann ist eine weitere Zunahme des Gesamteinkommens wegen fehlender Beschäftigungsreserven nicht mehr möglich, es sei denn, es ließe sich die volkswirtschaftliche Gesamtproduktivität, d. h. das Produktionsergebnis je Kopf und Arbeitsstunde, erhöhen. Um eine solche Steigerung der Produktivität zu erreichen, sind, unter weitgehender Ausnutzung des ökonomisch verwertbaren technischen Fortschritts, Rationalisierungsinvestitionen (z. B. Automationen) notwendig. Denn solche Rationalisierungsinvestitionen bewirken, daß die gegebene Arbeitsmenge eine höhere Produktion hervorzubringen vermag bzw. daß die bisherige Produktionsmenge mit weniger Arbeitskräften erzielt werden kann, wodurch Arbeitskräfte für die Erstellung von Erweiterungsinvestitionen frei werden.

Solche, die Produktivität hebende Investitionen, sind bereits bei Annäherung an die Vollbeschäftigung erforderlich, da später die hierfür benötigten Arbeitskräfte nicht mehr ohne weiteres verfügbar sind. Ist nämlich Vollbeschäftigung bereits erreicht, während die Produktivität nicht ausreichend gesteigert werden konnte, so trifft im Wettbewerb um die Arbeitskräfte auf dem Arbeitsmarkt ein Ungleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage ein, ein Ungleichgewicht, das nach den marktwirtschaftlichen Preisgesetzen zu Lohnsteigerungen führen muß, die sich womöglich nach den gegebenen Marktverhältnissen noch verstärken. Während gleichzeitig die dadurch gestiegene Verbrauchsnachfrage es den Unternehmungen ermöglicht, die Lohn erhöhungen über Preissteigerungen auf die Konsumenten zu übertragen. Ist also der Begriff der sogenannten Lohn-Preis-Spirale insofern richtig, als unter den angeführten Umständen Lohnsteigerungen meist Preis erhöhungen auf den Gütermärkten nach sich ziehen, so ist er doch in dem Sinne unvollständig, als die tieferen Ursachen häufig in mangelnden, den Arbeitsmarkt nicht ausreichend entlastenden Rationalisierungsinvestitionen liegen.

(Fortsetzung folgt)

Eignungsprüfung: Keine „alten Eisen“

Eine große amerikanische Automobilfirma, die Überseekräfte benötigte, kam bei einer Eignungsprüfung dafür zu dem überraschenden Resultat: Die besten Kräfte fanden sich in den Altersstufen zwischen Vierzig und Fünfundfünfzig, aber auch die über Fünfundfünfzigjährigen schlossen zu 80 Prozent noch mit dem Ergebnis „überdurchschnittlich geeignet“ ab. Die meisten Dreißigjährigen dagegen erzielten nicht mehr als eben „durchschnittlich“, und von 117 Bewerbern unter dreißig schieden 109 sofort als völlig indiskutabel aus. In Stockholm erwiesen sich die Damen um die Zwanzig herum als die langsamsten auf der Schreibmaschine, sie machten dazu die meisten Fehler; mit Dreißig verbesserte sich die Geschwindigkeit, etwas später auch die Zuverlässigkeit. In den Vierziger Jahren wurde die Qualitätsspitze erreicht, die dann lange Jahre anhielt.

Maschinenindustrie im Zeichen eines Auftragsrekords

Der Maschinenbau in der Bundesrepublik steht insgesamt in den letzten Monaten im Zeichen eines so kräftigen Auftragsbooms, wie ihn diese Branche in der Nachkriegszeit bisher noch nicht verzeichnen konnte. Allerdings sind für die verschiedenen Fachzweige des Maschinenbaus starke Unterschiede bereits jetzt festzustellen und auch für die Zukunft zu erwarten. Wie die Dresdner Bank in einer Branchenuntersuchung mitteilt, lagen aber im allgemeinen die Auftragsgänge im Maschinenbau in den ersten vier Monaten d. J. 30 bis 60 Prozent über den vergleichbaren Vorjahresziffern. Die Auftragsbestände entsprachen Anfang Mai einer Fertigung von sieben Monaten. Wie die Bank feststellt, hat zu dieser günstigen Entwicklung die lebhaftere Auslandsnachfrage wesentlich beigetragen. Auf den Maschinenexport entfallen fast 20 Prozent der Gesamtausfuhr der Bundesrepublik, die unter den Maschinenausfuhrländern der Welt nach den USA den zweiten Platz einnimmt. Auch in der EWG verfügt der deutsche Maschinenbau über eine sehr starke Stellung. Infolge seiner Exportstruktur — auf Gesamteuropa entfallen 66 Prozent der Maschinenexporte aus der Bundesrepublik, auf die EWG-Staaten jedoch nur 28 Prozent — ist dieser Wirtschaftszweig an einer möglichst großräumigen Integration der Wirtschaft besonders lebhaft interessiert.

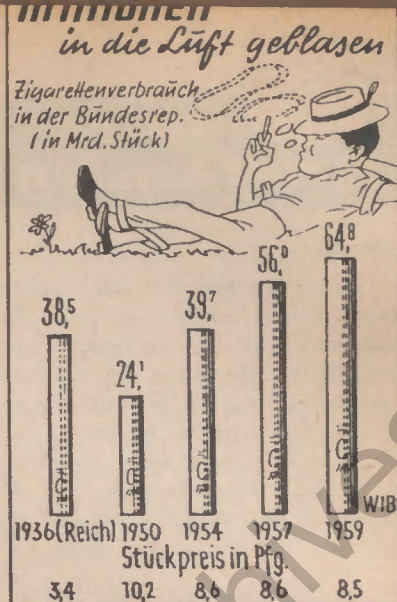
Dr. Deist: „Stahlkonjunktur vorsichtig beurteilen!“

Eine vorsichtige Beurteilung der derzeit sehr guten Beschäftigungsverhältnisse der Eisen- und Stahlindustrie bei einer Prognose empfahl Dr. Heinrich Deist als Aufsichtsratsvorsitzender in einer Hauptversammlung des BV.

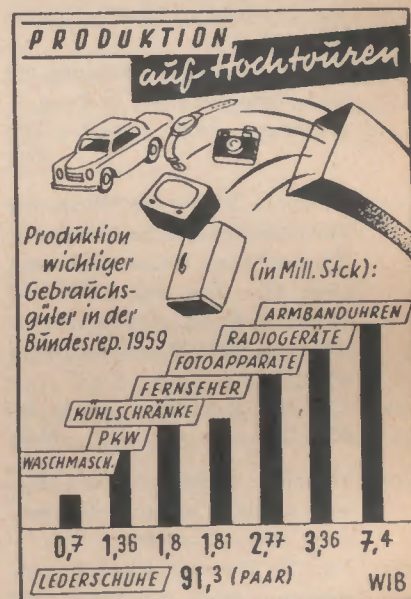
Man müsse heute mit wesentlich kürzeren Konjunkturschwankungen als früher rechnen und dabei berücksichtigen, daß die Stahlindustrie von Auf- und Abschwüngen zu allererst betroffen wird und noch dazu stärker, als es zumeist der weiteren Entwicklung entspricht. Händler und Verbraucher lebten bei Abschwüngen zunächst von ihren Vorräten und würden bei einer Situationsänderung über ihren Gegenwartsbedarf hinaus forciert bestellen. — Die Entwicklung der letzten Jahre habe diese Zusammenhänge erneut vor Augen geführt und sollte Anlaß geben zu nur vorsichtigen Schlüssen in bezug auf die Weiterentwicklung. Dr. Deist schloß diese Betrachtung zwar mit der Feststellung, daß zur Zeit eher Anlaß zu Optimismus als zu Pessimismus gegeben sei, es blieb aber doch der Eindruck einer zwar vorsichtigen, aber ernststen Mahnung zur Wachsamkeit. — Angesichts der stürmischen Aufwärtsentwicklung der Stahlerzeugung im Ostblock hält Dr. Deist Überlegungen der westlichen Stahlländer darüber für zweckmäßig, ob man nicht für eine gleichmäßige Aufwärtsentwicklung in allen Industrieländern des Westblocks sorgen sollte, im Gegensatz zu der bisher oft auftretenden Eindämmung der Gesamtentwicklung durch zeitweilige Rückschläge in einzelnen westlichen Ländern.

1,8 Millionen DM für gute Ideen

Über 37 000 Verbesserungsvorschläge haben Arbeitnehmer westdeutscher Betriebe im vergangenen Jahr gemacht. Fast die Hälfte davon wurde für brauchbar befunden. Die „findigen Köpfe“ konnten für ihre Ideen insgesamt 1,8 Millionen DM an Prämien kassieren.



Fast doppelt soviel Zigaretten wie vor dem Krieg werden heute in der Bundesrepublik geraucht. An dieser wachsenden Vorliebe für den „blauen Dunst“ hat auch die Tatsache nichts geändert, daß der Raucher tiefer als 1936 beispielsweise in die Tasche greifen muß. Etwa gleichgeblieben ist in den letzten Jahren der Zigarrenverbrauch, vehement war der Vormarsch der Filterzigarette. Alles deutet darauf hin, daß die Tabakläden künftig ihre Zigarettenregale öfter als heute auffüllen müssen. Der Produktionswert — ohne Tabaksteuer — betrug auf dem Zigarettensektor im vorigen Jahr über 1,6 Milliarden DM.



In immer stärkerem Maße nehmen auch die Bezieher mittlerer Einkommen an der Konsumententwicklung zum hochwertigen Verbrauchsgut teil. Was vor Jahren noch als Luxus galt, gehört heute zum Lebensstandard. So stieg die Produktion von Rundfunkgeräten von 1950 bis 1959 von 2 Millionen Stück auf 3,36 Millionen, die Produktion von elektrischen Haushaltsgeräten erhöhte sich um das Achtfache. Eineinhalbmal mehr Armanduhren und sechsmal mehr Personenkraftwagen wurden im vergangenen Jahr erzeugt als 1950. Ein Abschwächen der Konjunktur ist auch in diesem Jahr nicht zu erwarten. Die neuesten Produktionszahlen liegen zum Teil 40 Prozent höher als in den gleichen Monaten des Vorjahres.



Unser Briefkasten

Erika D.

Es wurde geschrieben: „Aus diesem Grunde ist es ratsam, ein gutes, abgeschirmtes Kabel zu verwenden. Ausgezeichnet bewährt haben sich die 60-Ω-Koaxialkabel mit Schaumstoffisolation, die über Symmetrierglieder an die Antenne und den Geräteeingang angeschlossen werden.“ Unser Techniker hält die Bindestriche bei „60-Ω-Koaxialkabel“ für überflüssig. Was ist dazu zu sagen?

Wir wollen die Erklärung mit einer Gegenfrage einleiten: Wer hat sich ausgezeichnet bewährt — die 60 Ω oder die Koaxialkabel? Wie schon die Empfehlung im ersten Satz zeigt, geht es allein um die Kabel; aber nicht um irgendwelche, sondern um Koaxialkabel von 60 Ω. Die Maßangabe „60 Ω“ wird daher zum zerteiligen Bestimmungswort in der Zusammensetzung „60-Ω-Koaxialkabel“, wobei zwei Bindestriche zu setzen sind; denn Ω-Koaxialkabel für sich allein gibt es nicht — nicht einmal schockweise.

Erst die Bindestriche lassen die Zusammensetzung als einheitlichen Begriff erkennen: 60-Ω-Koaxialkabel.

Biete: 3 Zimmer, 57 qm, mit Bad, Privatwohnung, Neubau, IV. Etage, Miete 52,— DM

Suche: 3 bis 4 Zimmer, möglichst außerhalb Dormunds, Miete bis 70,— DM (859)

Biete: 3½ Zimmer, 55 qm, mit Bad, Neubau, I. Etage, werksgeb. Wohnung, Miete mit Fernheizungskosten 99,— DM

Suche: 3 Zimmer, Werksnähe, Miete bis 50,— DM (860)

Biete: 2 Zimmer, 26 qm, mit Bad, werksgeb. Wohnung, II. Etage, Neubau, Miete 49,— DM

Suche: 2½ bis 3 Zimmer, Privatwohnung, Miete bis 70,— DM (im Süden der Stadt) (861)

Biete: 3 Zimmer, 40 qm, mit Kochnische und Balkon, I. Etage, Altbau, Werkswohnung, Miete 36,— DM

Suche: 3½ bis 4 Zimmer, möglichst mit Bad, Privatwohnung, Miete bis 80,— DM (862)

Biete: 2 Zimmer, 27 qm, II. Etage, Privatwohnung, Miete 27,— DM

Suche: 3 Zimmer mit Bad, Miete bis 60,— DM (863)

Biete: 4 Zimmer, 60 qm, Altbau, Parterre, Miete 40,— DM (nur für Mitglieder des Spar- und Bauvereins)

Suche: 3 Zimmer, evtl. auch Hombruch—Barop, Miete bis 55,— DM (864)

Biete: 2 Zimmer, 40 qm, abgeschlossen, mit Toilette, Mansarden, Privatwohnung, Miete 32,— DM

Suche: 2 Zimmer mit Kochküche, Bad, auch Vorort angenehm, Miete bis 70,— DM (865)

Biete: 3 Zimmer, 32 qm, Altbau, Werksnähe, Miete 42,— DM

Suche: 4 Zimmer, Miete bis 80,— DM (866)

Biete: 2 Zimmer, 40 qm, abgeschlossen, mit Balkon, werksgeb. Wohnung, Miete 36,— DM

Suche: 3 Zimmer, möglichst mit Bad, Miete bis 60,— DM (867)

Biete: 3 Zimmer, abgeschlossen, Werksnähe, Miete 42,— DM

Suche: 3 bis 4 Zimmer, abgeschlossen, mit kleinem Stall, möglichst im Westen, Miete bis 45,— DM (868)

Biete: 2 Mansarden, 31 qm, Privatwohnung, in Marten, Miete 30,— DM

Suche: 2½ bis 3 Zimmer, Werksnähe, Privatwohnung, Miete bis 60,— DM (869)

Anfragen: Pressestelle, Eberhardstraße 23, Werkruf 46 16 (Frl. Ottensmeyer)



Wohnungs-Tausch



Biete: 3 Zimmer, 43 qm, Parterre, Altbau, Privatwohnung, Miete 43,— DM

Suche: 3 Zimmer, I. bis III. Etage, Miete bis 60,— DM (847)

Biete: 3½ Zimmer, 65 qm, mit Bad, Parterre, Neubau, Werkswohnung, Miete 91,— DM

Suche: 2½ bis 3½-Zimmer-Wohnung, mit Bad, Etagenwohnung in Eving — Kirchderne, Miete bis 80,— DM (848)

Biete: 2 Zimmer, 50 qm, mit Toilette und Vorratskammer, Altbau, Parterre, Privatwohnung, in Castrop-Rauxel, Miete 37,— DM, und 2 Zimmer, 30 qm, II. Etage, Altbau, Privatwohnung, Miete 28,— DM (Scharnhorst)

Suche: 2½ bis 3 Zimmer, Miete bis 60,— DM (849)

Biete: 4 Zimmer, 60 qm, mit Speisekammer, II. Etage, Altbau, Privatwohnung, Miete 70,— DM

Suche: 3 bis 3½ Zimmer, mit Bad, Etagenwohnung, Miete bis 100,— DM (850)

Biete: 3 Zimmer, 62 qm, mit Balkon und Bad, Neubau, I. Etage, Privatwohnung, Miete 69,— DM

Suche: 2½ Zimmer, I. oder II. Etage, Neubau, Miete bis 70,— DM (851)

Biete: 2 Zimmer, 45 qm, mit Bad, Neubau, III. Etage, Privatwohnung, Miete 44,— DM

Suche: 2½ Zimmer, Miete bis 60,— DM (852)

Biete: 2 Zimmer, abgeschlossen, mit Toilette, II. Etage, Miete 33,— DM

Suche: 3 bis 4 Zimmer, möglichst mit Bad, kein Vorort, Miete bis 80,— DM (853)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, mit Bad, Neubau, Parterre, Privatwohnung, Miete 40,— DM

Suche: 3 bis 4 Zimmer, Miete bis 70,— DM (854)

Biete: 3½ Zimmer, 60 qm, mit Bad und Balkon, Neubau, II. Etage, Miete 87,— DM (an der Bundesgartenschau)

Suche: 2½ bis 3 Zimmer, Werksnähe, Miete bis 60,— DM (855)

Biete: 4 Zimmer, 80 qm, mit Bad, Neubau, I. Etage (Zweifamilienhaus), Privatwohnung, Miete 85,— DM (in Kaiserau)

Suche: 4 Zimmer, möglichst mit Bad, Werksnähe, Miete bis 90,— DM (856)

Biete: 5 Zimmer, 75 qm, abgeschlossen, Altbau, I. Etage, Privatwohnung, Miete 85,— DM

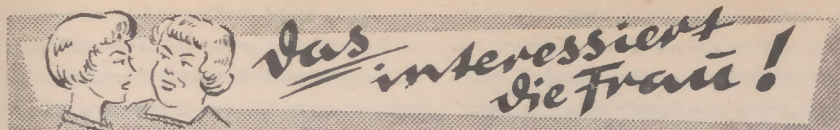
Suche: 3½ Zimmer mit Bad, Miete bis 110,— DM (857)

Biete: 2½ Zimmer, 37 qm, mit Bad und Speisekammer, Neubau, Parterre, werksgeb. Wohnung, Miete 43,— DM

Suche: 3 bis 3½ Zimmer, Miete bis 70,— DM (857)

Biete: 2 Zimmer mit Kochnische, 36 qm, mit Bad, Neubau, III. Etage, Werksnähe, werksgeb. Wohnung, Miete 58,— DM

Suche: 3 Zimmer mit Bad, Miete bis 70,— DM, Stadtgebiet oder Wambel (858)



Sie darf ihren Mädchennamen dem Familiennamen anhängen

Wenn Fräulein Elfriede Meyer einen Herrn Johann Buhr ehelicht, darf sie sich nach der Heirat Elfriede Buhr-Meyer nennen. Sie bedarf zu dieser Namensneuschöpfung nicht der Zustimmung des Johann Buhr, sondern es genügt eine einfache Erklärung gegenüber dem Standesbeamten. So bestimmt es der nach dem Gleichberechtigungsgesetz neugefaßte § 1355 des Bürgerlichen Gesetzbuches, der in seiner jetzigen Fassung so lautet: „Der Ehe- und Familienname ist der Name des Mannes. Die Frau ist berechtigt, durch Erklärung gegenüber dem Standesbeamten dem Namen des Mannes ihren Mädchennamen hinzuzufügen; die Erklärung muß öffentlich beglaubigt werden.“

Gegenüber der bisherigen Fassung des § 1355, der nur vorschrieb, daß die Frau den Familiennamen des Mannes erhält, bedeutet die gesetzliche Neuregelung eine deutliche Konzession an Artikel 3 Abs. II des Grundgesetzes, der vorschreibt, daß niemand wegen seines Geschlechts, seiner Abstammung usw. benachteiligt werden darf. Einige Juristen wollten daraus sogar den Schluß ableiten, daß der Mädchennamen der Frau gleichberechtigt neben den Familiennamen des Mannes zu stellen sei, was in letzter Konsequenz bedeutet hätte, daß die neugegründete Ehegemeinschaft nach freier Entscheidung der Partner sowohl den Mannesnamen als auch den Familiennamen des Mädchens als neuen Familiennamen hätte führen können.

So weit ging allerdings die überwiegende Mehrheit der Gesetzesänderer nicht. Sie war der Ansicht, daß eine

vollständige Gleichberechtigung auf diesem Gebiete nicht möglich

sei, da bei der Zusammenfügung ein Name voranstellen müsse. Dies sei vor allem auch im Interesse der Kinder und Kindeskiner notwendig. Der Übersichtlichkeit wegen dürfen sie nur den Familiennamen des Vaters führen.

Die Frau indessen kann unbeschadet des § 1355 außerhalb des Rechtsverkehrs dem Familiennamen auch ihr Pseudonym zusetzen oder sich auch nur mit ihm bezeichnen, ohne daß der Mann dagegen etwas unternehmen könnte. Dagegen ist eine Ehefrau nicht berechtigt, nach der Eheschließung nur ihren Mädchennamen zu verwenden (was bisher beispielsweise bei der Weiterführung eines Geschäftes möglich war). Diese Entscheidung hat jetzt das Bundesverwaltungsgericht in Berlin gefällt. In der Begründung heißt es: „Da es sich bei der Ehe um eine unteilbare Einheit handelt, entspricht es auch ihrem Wesen, ihr einen Ehenamen zu geben, den beide Ehepartner zu führen berechtigt und verpflichtet sind.“

Der Gesetzgeber habe sich keineswegs aus Gründen der Geschlechtszugehörigkeit für den Namen des Mannes entschieden, sondern weil dies der Stellung des Mannes innerhalb der Ehegemeinschaft und den ihm zufallenden Aufgaben und Pflichten entspreche, die mit denen der Frau nicht identisch sind und nicht identisch sein könnten. Die Gleichwertigkeit der Ehepartner werde dadurch keineswegs berührt, somit auch nicht die Gleichberechtigung. Wer sich zur Ehe bekenne, übernehme auch die damit für seine Individualität verbundenen Opfer.

Rezepte

Als ich meine Kleine dabei ertappte, daß sie sich vergnügt Hände voll Sand aus ihrem Sandkasten in den Mund stopfte, rief ich unseren Kinderarzt an und sagte ihm, ich hätte ihr inzwischen viel Wasser zu trinken gegeben. Was ich noch tun sollte. „Geben Sie ihr jetzt vor allem keinen Zement“, riet er.

Als ich mit meinem Erstgeborenen die Klinik verließ, sagte der Arzt, der meine Aufregung bemerkt hatte, beruhigend: „Es kann Ihnen nichts passieren, wenn Sie zweierlei beachten: Das eine Ende muß stets gut gefüllt sein, das andere stets trockengehalten werden.“

Ich hatte immer gehört, Kindern, die Erde äßen, fehle etwas Wichtiges in ihrer Nahrung. Als unser Zweijähriger sie in großen Quantitäten zu sich zu nehmen begann, fragte ich den Arzt, ob das wirklich auf einen Mangel hindeute. Er antwortete: „Aber ganz bestimmt — auf einen Mangel an Aufsicht.“ (Aus: „DAS BESTE“)

Nachtgespräch

Eine Freundin von mir wurde wach, weil ihr Mann schnarchte, und zischte ihn an: „Frank, dreh dich auf die Seite — du schnarchst.“

„Schon gut“, sagte er und blieb eine Weile still. Dann begann er von neuem, und dann wieder und wieder, und jedesmal mußte sie ihm sagen, er solle sich auf die Seite legen.

Am nächsten Morgen sagte sie: „Das war eine gräßliche Nacht.“

„Das glaube ich“, erwiderte ihr Mann. „Du hast die ganze Nacht im Schlaf gesprochen.“

Brutal

Von ihrem Mann geschieden wurde in Los Angeles die 25jährige Doris Oliver. Ihr Mann hatte ihr den Kopf kahlgeschoren, sie geschlagen und mit einer Pistole bedroht, sie splitter nackt ausgezogen und sie acht Wochen lang in einem Zimmer eingesperrt.

Jede Frau braucht fünf Männer



ein Finanzgenie



einen romantischen Liebhaber



einen Intellektuellen



einen perfekten Tellerwäscher



einen praktischen Handwerker



Lieblingskind der Mode: Kleid mit Jacke

Wir können es uns heute kaum noch vorstellen, daß noch vor wenigen Jahren die Frage zur Diskussion stand, ob die Kombination „Kleid mit Jacke“ nicht „zu teuer“ würde. Inzwischen sind wir eines Besseren belehrt. Das Kleid mit der dazugehörigen, passenden Jacke ist eine Selbstverständlichkeit geworden für alle und in jeder Kategorie, ganz einfach, weil sich nichts Praktischeres denken läßt. Natürlich läuft diese Entwicklung parallel mit der Entwicklung des Lebensstils. Die moderne Frau lebt, anders als früher, in der Öffentlichkeit. Im Kleid fühlt sie sich nicht „angezogen“, wenn sie verhandelt, reist, lehrt, in Restaurants eilig essen muß, auf dem Fernsehschirm vor Millionen Augen erscheint. Die kleine, oft so einfache, bescheidene Jacke schirmt sie gewissermaßen ab, macht den Anzug komplett, harmonisch, wertvoll, vielseitig verwendbar. Die Kombination Kleid mit Jacke ist zum Lieblingskind nicht nur der Mode, sondern aller Frauen geworden.

Aus der praktischen Verwendbarkeit heraus hat sich der Stil des Kleides, das durch die Jacke vervollständigt wird, entwickelt. Es ist ein anspruchsloses Kleid aus Gründen, die auf der Hand liegen. Stoffülle oder Garnituren wären unter der Jacke ja nicht unterzubringen. Deshalb ist das Kleid schmal, kragenlos, oft auch ohne Ärmel. Gut geschnitten, mit irgendeinem kleinen Piff, genügt es durchaus auch für den Nachmittag, sogar für den Abend. Wir haben ja die Möglichkeit, das Modell durch einen interessan-

ten Stoff, durch brillanten Sitz und effektvollen Schmuck „zu holen“. Und schließlich ist die moderne Frau jung und gepflegt — sie kann es sich leisten, die schlichsten Formen zu tragen. In der Jacke kommen die persönlichen Ambitionen, Stil und Geschmack der Trägerin viel deutlicher zum Ausdruck. Hier ist die Skala der Varianten deshalb auch wesentlich größer. Es entscheiden für die Wahl der Jackenform der Verwendungszweck, der Stoff, Kleidsamkeit, Bequemlichkeit. Im Brennpunkt steht für jede Frau zunächst die Frage, ob sie eine untaillierte oder eine formgebende Jacke für ihren speziellen Zweck haben will. Beides ist in vielen Abwandlungen möglich, wenngleich man auf die allzu scharfe Taillenmarkierung heute keinen Wert mehr legt. Formgebende Jacken sind sanft antailliert, Gürtel nehmen die Stoffülle zusammen, deuten also nur an, ohne scharf zu konturieren. Kompromisse sind gegeben, indem sich manche Jacken mit und ohne Gürtel tragen lassen und scheinbar gerade Kastenjacken in der Front durch raffinierte Schnittführung sich leicht dem Körper anschmiegen. Für die Jackenlänge gibt es jede nur denkbare Möglichkeit, ebenso für die Kragenform — diese beiden so wichtigen Punkte können also ganz nach Kleidsamkeit entschieden werden.

So haben wir mit Kleid und Jacke einen zugleich praktischen und kleidsamen Anzug. Mehr können wir nicht wünschen, und das tun wir auch nicht. Wir sind's von Herzen zufrieden.

Horizontal oder vertikal?

Die Streifenmode übt immer wieder auf viele Frauen eine erstaunliche Faszination aus, so daß der Ankauf eines gestreiften Stoffes meist spontan und ohne viel Überlegung geschieht. Erst hinterher zeigt sich, daß manche Streifen beim Zuschneiden und bei der Verarbeitung — breite oder einseitige oder vielfarbige Streifen — ihre Tücken haben, besonders wenn man durch eine raffinierte Verarbeitung, durch das Wechselspiel von quer und längs oder durch schräge Effekte, die Möglichkeiten eines Streifendessins erschöpfen und ausnützen will. Oberstes Gesetz daher beim Kauf eines Streifenstoffes: Nicht zuwenig kaufen, damit man die Streifen aneinanderpassen, Querstreifen so arrangieren kann, daß nicht

gerade die breitesten und farblich betontesten über die stärksten Körpermaße laufen, damit man am Saum günstig abschließt, den richtigen Streifen auf Mitte bringt und was der kleinen Feinheiten mehr sind. Will man darüber hinaus mit Quer- und Längseffekten brillieren, ist es besonders wichtig, daß der Stoff nicht knapp ist. Von schräger Verarbeitung wollte man lange Zeit nichts wissen, jetzt taucht auch diese Möglichkeit wieder auf, als Ausschnittblende, als Rock. Es wird damit eine Wirkung erzielt, die etwas fragwürdig ist, denn der Streifen wird dadurch in seinem Verlauf gehemmt, durchschnitten. Er wird zu stumpfen oder spitzen Winkeln zusammengefügt, bildet neue geometrische Formen, was er ja an sich nicht nötig hat, da die selbstverständliche, gradlinige, horizontale oder vertikale Streifen-

wirkung vollauf genügt. Nun, das ist Geschmackssache und vielleicht eine Lösung für die, die nicht wissen, ob sie sich für horizontale oder vertikale Verarbeitung entscheiden sollen. Dabei ist doch diese Entscheidung gar nicht so schwer. Man muß sich nur klar sein über die eigene Erscheinung, denn es ist ja wohl kein Geheimnis, daß Längsstreifen strecken und Querstreifen dick machen. Man hat also die klare Möglichkeit, einen Vorteil auszunützen und einer Gefahr aus dem Wege zu gehen, wenn man nicht tannenschlank und vielleicht auch nicht groß ist. Diese Regel ist nicht nur für die großen Flächen des Kleides, sondern auch für die Details, wie Taschen, Gürtel, Kragen, zu befolgen. Die nicht ganz Schlanken müssen also wie beim Essen auch beim Streifen auf manches verzichten, ganz besonders,

Es ist schon so — wenn man älter wird, geht man nicht mehr gern „per Taille“, schon gar nicht in der Großstadt oder im Kurort. Man liebt es, etwas „umzunehmen“. Aber was? Das ist die große Frage, für die es heute keine Patentlösung mehr gibt. Der Geschmack ist zu differenziert geworden, als daß er sich mit einem Allerweltpaletot, mit Stola oder Strickjacke genügen würde. Wir suchen mehr: ein Objekt, das keine praktischen Ambitionen hat, ein Attribut der Eleganz, modischer Verspieltheit, das Außergewöhnliche in Form und Qualität, das sich weder in die Rubrik der Mäntel noch in die der Jacken einordnen läßt. Die Mode hat rechtzeitig erkannt, daß hier lange Zeit ein Engpaß war, den auch das hochentwickelte Komplet nicht restlos ausfüllte. Ein neuer, modischer Sektor hat sich — wenn man so will — aufgetan: Leichte Hüllen bieten sich, phantasievoll gestaltet, den Frauen an, die Sinn haben für Originalität, Schick und Großzügigkeit. Wenn auch der Sommer viel Regen brachte, die Wetterfrösche kündigen einen warmen August und Herbst an; noch bleiben die Wintersachen im Schrank. Diese leichten Hüllen haben mit einem Mantel nichts gemeinsam. Sie sind oft gar nicht, höchstens mit reinseidenem Organza oder Japon gefüttert. Sie haben keine Kragen — zuweilen wird der Kragen des Kleides darüber getragen. Die Ärmel sind angeschnitten, vielfach nur halblang und capeartig weit — die Linie soll ja bewegt, die Hülle luftig sein. Lange Seitenschlitze be-

tonen gern die Absicht, ein Übergewand zu schaffen, das nichts will, als den Anzug vervollständigen, seinen Wert, seine Eleganz steigern. Keine Konvention schreibt Qualität, Farbe, Dessin für diese phantasievollen Gebilde vor. Sie können im lebhaften Kontrast zum Kleid stehen, das sie komplettieren wollen, wenn die scheinbar willkürliche Zusammenstellung nur überzeugt, wenn sie Geschmack beweist und sinnvoll ist. Weil das zu erreichen nicht eben leicht ist, werden die Kompositionen in den meisten Fällen vom Modeschöpfer bereits vordisponiert — man kauft das Nachmittags- oder Cocktailkleid fix und fertig mit der phantasievollen Hülle. Für Frauen, die über Stilgefühl und Einfälle verfügen, bieten sich aber mit dieser entzückenden Mode verführerische Möglichkeiten an, selbständig Abwechslung in ihre Garderobe zu bringen. Man kann ja die gut gewählte Hülle auch zu mehreren Kleidern tragen! In diesem Falle ist der einfarbige, capeartige Poncho sehr brauchbar, abgeguckt den Indianern Südamerikas. Oder ein ärmelloser, gerader Leinenmantel. Oder eine weite, gegürtete Hülle aus fließendem Wollgeorgette oder Jersey. Schlichte, schmale Unikleider lassen sich durch eine Impriméhülle in Kasackform völlig verwandeln, und ein dezentes Seidenkleid, umschwebt von einer großblumigen Chiffonwolke, wird plötzlich romantisch und unwiderstehlich, wie auch das zarte Mooskreppekleid, wenn es durch einen gleichfarbigen Spitzenmantel schimmert.



Leichte Hüllen

wenn der Streifen breit und markant ist. Die Grazilen dagegen können jede Art von horizontaler Streifenverarbeitung auf sich beziehen. Und das tun sie dann auch, wissend, das schon der Querstreifen allein den Schick garantiert.

Die Mode hat den Strumpf entdeckt

Das einstmals „modische Neutrum“ Strumpf hat endlich seine Anerkennung als modisches Attribut gefunden. Mit „Calypso“, jenem olivgrünlichen Farbschimmer, der der Beinkontur so sehr zu schmeicheln verstand, fing es an. Richtige Schlager wurden dann „Indiana“ und „Kubana“, deren sonnenwarme Töne sich in den amerikanischen

Namen widerspiegeln. Seit kurzem ist eine neue Farbe „Brasiliana“ — ebenfalls ein bräunlicher, aber milderer Farbton — dabei, den beiden anderen den Rang abzulaufen. Neben diesen Favoritenfarben gibt es allerdings noch viele Nuancen in Beige, Braun und Grau, denn der Strumpf, in seiner Eigenschaft als modisches Attribut, muß sich der Kleidung verständnisvoll unterzuordnen verstehen.

Jede Frau wird schon die Erfahrung gemacht haben, daß ein Kleid durch eine bestimmte Strumpffarbe an Reiz gewinnen kann. Man denke nur an den zauberhaften Abendstrumpf mit Brokateffekt (auch „Sparkling“, „Gold“- bzw. „Silberhauch“ genannt), der eigens für die kurzen und knöchellangen Cocktail- und Abendkleider erdacht wurde. Und da die Mode — wenn

man den italienischen Herbst/Winterkollektionen glauben darf — die Bodenlänge den großen Roben vorbehält, gewinnt der Abendstrumpf ein weites Terrain.

Erstaunlicherweise hat es der so beliebte nahtlose nicht vermocht, den Cottonstrumpf (mit Naht) in den Hintergrund zu verweisen. Das dürfte mit daran liegen, daß die Naht das Bein halbiert und dadurch schlanker erscheinen läßt.

Interessant ist, daß sich der Strumpfverbrauch in der Bundesrepublik von 3,2 Paaren im Jahr je Frau und Mädchen ab 15 Jahren auf 9,6 Paare erhöht hat. Hieran erkennt man unschwer, daß die Frau heute im Strumpf ein Beiwerk sieht, das wie der Handschuh, Schuh oder die Tasche zum Stil und der Farbe der Kleidung abgestimmt sein muß.



ist für Kinder und Eltern schon ein Begriff. Es ist das Ferienerlebnis für Jungen und Mädchen, die zu Hause geblieben sind.

Wieder fuhren an verschiedenen Tagen mehrere Busse mit Kindern und Betreuern an den See. Den meisten Platz nahm in jedem Bus ein Akkordeonspieler ein, und schon bei der ersten Kurve wurde kräftig gespielt und gesungen. So laut und schön, daß es weiter nicht auffiel, ob es regnete oder die Sonne schien. Und wenn man die kleinen Mäuler zum Singen tüchtig aufreißt, dann ist es auch unmöglich, die vielen Süßigkeiten, Obst und „Butters“ von zu Hause gleich aufzuessen. Damit war die Gefahr, seekrank zu werden, weitgehend gebannt. Im übrigen waren für solche Fälle Kölnisch Wasser und liebevolle Betreuung vorgesehen. Im nächsten Jahr müssen nur die Liedertexte noch besser klappen, denn für zünftige Fahrensleute kommen „Schlager“ nicht in Frage. Wenn man außer dem Singen noch so viel am Wege zu beachten hat: mal die Lippe, mal den Kanal mit den vielen Schiffen, die Felder und das schöne, flache Land, freut man sich zuletzt, am Ziel zu sein und tüchtig frühstücken zu können. Mit dem größten Vergnügen und ungeahnter Lautstärke fiel man über Brötchen und Milch her. Frisch gestärkt ging es dann in kleinen Gruppen in den Wald. Was gab es da

alles zu erleben! Hier wurde ein Schatz sehr sorgfältig versteckt, der von einer anderen Gruppe später gesucht werden mußte. Die großen Jungen nahmen schon mal probeweise einen Fußball mit, um für das nachmittägliche Spiel besser gerüstet zu sein. Das Tollste aber war die Entdeckung eines prima getarnten Zeltlagers der Bundeswehr. Man staunte über die Riesenblutwürste und ungezählten Margarinewürfel, und ganz glücklich war man, wenn man eine leere Patronenhülse ergattern konnte. Die Mädchen suchten derweil Beeren und pflückten Heidekraut, um es der Mutter mitzubringen.

Für die Betreuer war es beglückend, zu erleben, wie reizend und gut erzogen fast alle Kinder waren. Wie sorgsam achteten die größeren auf ihre kleineren Geschwister, wie hilfsbereit sprangen die Mädchen beim Abdecken der Tische bei, wie nett dachten große Jungen an das kleine Brüderchen zu Haus, für das die im Wettstreit gewonnene Tafel Schokolade aufgehoben wurde! Wieviel Andenken und Mitbringsel für die Eltern wurden bei dem glücklichen Budenbesitzer — wann macht er wohl je solche Geschäfte? — erworben! Der staunende Betreuer wundert sich nur, wieviel Geld die Kinder für Bambis, Kaugummi und Dauerlutscher zur Verfügung haben.

Wenn dann der Geldbeutel leer und alles aufgegessen ist, alle Spiele durchgespielt sind, dann winkt das größte Erlebnis des Tages: die Seefahrt! Ist das nicht fast ein Meer? Und welche Gefahren sind zu bestehen? Geht das Schiff auch bestimmt nicht unter? Sind genügend Rettungsringe da? Ist die erste Viertelstunde ohne Unglück und Seekrankheit überstanden, dann wird man munter. Rauf geht's und 'runter, 'rein und 'raus. Man möchte auch mal versuchen, wie warm oder kalt das Wasser ist. Freundschaften werden geschlossen, Technisches wird erforscht. Und immer wieder spielen die Akkordeons, und man singt mit.

Ein ganz klein wenig freut man sich auch wieder auf das sichere Land und auf zu Hause. Aber es war schön!

Zum letzten Essenfassen wird die jetzt schon vertraute Gastwirtschaft gestürmt, und dann hinein in die wartenden Busse. Die Mädchen stehen nicht mehr still, so viel gibt's noch nachzuerleben, und schließlich müssen auch noch ein paar Abendlieder erschallen. Die Besinnlichen werfen vielleicht noch einen Blick auf das abendliche Land und die rot untergehende Sonne. An der Erholungsanlage werden die müden und glücklichen Sprößlinge von den Eltern abgeholt. Natürlich wollen nächstes Jahr alle wieder mit.



Unsere Jungen im Süden



Für uns „in Positur gesetzt“: Mitte stehend Helmut Wolf als Lagerführer

Für mehrere Gruppen unserer Jugendlichen führte das Werk Sommerlager — auch im Ausland, denn viele haben ja heute sooo ein Fernweh! — durch. Sie waren nicht immer stark besucht, da sie teilweise in die Berufsschulzeit und in die von Abschlußprüfungen fielen. Aus

St. Ulrich (Tirol)

schreibt uns Erwin Gersch, Lehrwerkstatt: Nach 15stündiger Fahrt in einem modernen Reisebus erreichten wir — 13 Jugendliche und Lagerleiter Walter Jendhoff — bei schönstem Wetter in aller Frühe St. Ulrich und so auch unsere Pension „Zum Adler“, in der wir für 14 Tage ein neues Zuhause hatten.

Am Steilhang



Es war ein sehr stattliches Gebäude, das kurz zuvor neu eingerichtet worden war. Es lag etwas außerhalb der Ortschaft. Jedoch konnten wir von hier aus alles gut und schnell erreichen. So führte schon kurz nach unserer Ankunft der Weg einige Kollegen hinauf zu den drei Almen. Einige erholten sich von der anstrengenden Fahrt, andere spielten erst einmal Fußball, und wieder andere besichtigten das Dorf.

Beim Abendbrot berichteten dann die Almwanderer von ihrer Wanderung. „Ja, das ist einmalig, oben auf der ersten Alm“, so sagte Rainer, „das muß man einmal erlebt haben“, fügte Lutz hinzu. Voller Spannung erwarteten wir den nächsten Morgen. Wir wanderten hinauf zur ersten Alm. Ja, da hörte man ihr Jodeln schon: das Jodeln einer jungen, hübschen Sennerin. Und unsere Kollegen waren bereits an der Arbeit: Einer drehte die Buttertrommel, einer melkte die Kühe, und ein anderer sang lustige Lieder zur Gitarre. Wer hatte von uns schon einmal so eine nette Sennerin gesehen? Im Film zwar, aber jetzt stand sie vor uns. Einige Kollegen schlossen mit dieser netten Sennerin Brieffreundschaft und hoffen, daß sie (die Freundschaft) lange bestehenbleibt.

Das schöne Wetter, das uns empfangen hatte, hielt acht Tage an. In dieser kurzen Zeit bekamen wir eine schöne, dunkle Hautfarbe, doch sie hielt sich nicht lange, und als es anfang zu regnen, war alles wieder vorbei.

Lagerleiter Jendhoff ließ uns „freien Lauf“, doch mußten wir uns auch seinen Anordnungen fügen. Samstag besuchten wir gemeinsam ein Platzkonzert, sonntags konnte dann, wer Lust dazu hatte, zum Tirolerabend gehen.

An heißen Tagen wanderten wir zum nahegelegenen Pillersee. Wem es zum Baden zu kalt war, der konnte sich ein Boot mieten und rudern. Trotzdem das Dorf nur 600 Seelen zählt, war doch sehr viel Abwechslung für uns da. Doch wem St. Ulrich zu klein war, der konnte nach Fieberbrunn oder Kitzbühel fahren.

Als der Abschied kam, stand, wie bei der Ankunft, die Sonne am strahlendblauen Himmel. Sie begleitete uns während der ganzen Rückfahrt. Dadurch kam auch eine fröhliche Stimmung zustande, die bis Dortmund nicht aufhörte.

Über das Ferienlager

Sottomarina (Italien)

schreibt uns Dieter Dardack:

In diesem Jahr waren wir mit 36 Jungen, Lehrlinge und Jugendliche der Westfalenhütte, in einer Pension in Sottomarina bei Chioggia.

Am 27. 7. fuhren wir morgens um 6.00 Uhr ab und waren nach 25stündiger Busfahrt in Sottomarina. Müde und hungrig kamen wir am Ziel an. Der erste Eindruck von unserem Ferienlager war nicht der beste. Schwere Regenwolken hingen am Himmel, ein starker, frischer Ostwind blies über das Meer, und meterhohe Wellen strömten auf den Strand zu. Die fröhliche Ferienstimmung brach mit einem Male ab, und hier und da sagte einer: „Hätte ich das gewußt, wäre ich lieber zu Hause geblieben.“ Mit mürrischen Gesichtern bezogen wir unsere Zimmer. Aber mit dem plötzlich auf gut umschlagenden Wetter änderte sich auch unsere Stimmung. Gegen Mittag zeigte sich dann der italienische Sommer von seiner besten Seite. 30 bis 35 Grad im Schatten und ein wolkenloser Himmel.

So vergingen fast alle 12 Tage. Die erste Sorge waren wir los.

Unsere zweite Sorge war das Essen. Italienische Küche nach deutscher Art oder deutsche Küche nach italienischer Art. Aber das bleibt ja gleich, was dabei herauskommt, kann man sich ja denken: Kartoffeln ungesalzen, Salate ungewürzt und das Fleisch nicht ganz durchgebraten. Aber der Mensch gewöhnt sich an alles.

Nachdem wir das erste Essen dieser Art eingenommen hatten, gingen dann die Wasserratten gleich zum Baden. In zwei Kabinen konnte man sich umziehen, Liegestühle und Sonnenschirme waren auch für uns da. Das Wetter hatte sich inzwischen etwas beruhigt. So machte es uns riesigen Spaß, gegen die immer noch anrollenden Wellen anzuspriegen. Andere schrieben schon die ersten Karten in Richtung Heimat oder suchten die ersten Bekanntschaften mit den italienischen Mädchen. Aber das gelang nicht so recht. Denn die Verständigung klappte noch nicht so, und wenn man mit Händen und Füßen reden muß, dann kann man sich doch noch nicht so ausdrücken, wie man es gerne möchte.

Nach dem Abendessen erkundeten wir dann in einzelnen Gruppen den Ort oder die Bars, wie in Italien alle Wirtschaften genannt werden. Wir probierten den Wein, und der schmeckte ganz gut, manchem vielleicht zu gut. Das merkten wir abends, wenn wir zu Hause sein mußten. Mit „etwas“ Wein im Körper wurden viele unternehmungslustig. Das hatte uns auch der Wirt bewiesen, als er uns in den letzten Tagen die Rechnung für Reparaturen an den Betten vorhielt. Für diese Rechnung trugen wir aber nicht allein die Schuld, denn zu den Betten konnte man „Sie“ sagen. Von außen sahen sie gut aus, nur unter das Bett durfte man nicht sehen. Da kamen uns doch Bedenken, wie uns diese zwölf Tage lang tragen sollten. Mancher, der abends nichtsahnend ins Bett gestiegen war, lag morgens mit seiner Matratze eine Etage tiefer und hatte einen schönen, braunen Holzkäfig um sich herum.

Am 1. 8. waren wir in Venedig. Zwei Stunden dauerte die Fahrt mit einer Fähre. „Venedig“, die Traumstadt aller Jungverheirateten.

Schon von weitem sahen wir die fünf großen, runden Türme der Kirche „San Marco“ und die Südseite des „Dogenpalastes“. Wir waren kaum vom Schiff herunter, da empfingen uns auch schon die Verkäufer, die uns Reiseandenken, Postkarten und Halstücher anboten. Auf dem Markusplatz wimmelte es von Tauben, die von den Besuchern mit Maiskörnern gefüttert wurden. Einige Gassen vom Markusplatz entfernt begann der bekannte

italienische Markt. Besucher aus allen Ländern handelten hier mit den Verkäufern. Dabei ging es recht laut und lebhaft zu. Auch einige von uns versuchten ihr Glück. Mancher konnte im Handel mit den Italiern den Preis für ein Paar Schuhe oder einen Pullover bis auf die Hälfte herunterdrücken. Am späten Nachmittag fuhren wir dann wieder zurück.

Zwei Tage später machten wir eine längere Busreise nach „San Marino“ über Ravenna und Rimini. Viele Gebäude und Kirchen in Ravenna stammen aus den Anfängen des 5. und 6. Jahrhunderts. So unter anderem das „Mausoleum von Theoderich“, das er selbst kurz vor seinem Tode (526) bauen ließ.

Rimini ist einer der ältesten und bekanntesten Badeorte Italiens. (Das merkt man schon an den Preisen.)

San Marino ist die kleinste Republik mit 60 Quadratkilometern und ist auf einen

Berg aufgebaut. Der größte Teil der Bewohner lebt vom Fremdenverkehr.

Um 19 Uhr fuhren wir wieder zurück. Alle waren wir froh, als wir gegen 1 Uhr nachts nach einer kleinen Irrfahrt, denn die Straßen sehen alle gleich aus und die Beschilderung ist auch nicht gerade vorbildlich, schlafen gehen konnten.

Die restlichen Tage bis zur Abreise verbrachten wir in Sottomarina. Morgens und nachmittags gingen wir baden. Nach dem Abendessen schlenderten wir dann in kleineren Gruppen durch die Stadt oder vergnügten uns auf der Kirmes, die während der Sommermonate im Ort bleibt, oder trugen Meisterschaftskämpfe auf einem Golfplatz aus.

Am 9. August 1960 waren für uns dann die schönen Tage zu Ende. Ab Bozen begleitete uns der diesjährige österreichische und deutsche Sommer mit viel Regen, der uns bis Dortmund treu blieb.



Budenzauber mit Walter Jendhoff (Mitte) als „Oberscheich“

In Venedig an der Rialto-Brücke



???

Unsere Werkbücherei zur Frage:

Philosophie heute?

Philosophie: Wenig sagt uns dies steife Fremdwort auf den ersten Blick, wenig spricht es uns an. Und doch verbirgt sich hinter dieser, ein wenig altväterlichen „Liebe zur Wahrheit“ eines der spannendsten Kapitel in der Entwicklung des Menschen: die 2500 Jahre lang immer wieder mit aller Hingabe und bohrender Unnachgiebigkeit gestellte Frage nach dem Sinn des Lebens, dem Sinn der Welt, dem Sinn des Ganzen.

Diese einfache Alltagsfrage: „Welchen Sinn hat eigentlich das Ganze?“, ist Inhalt der Bemühungen von Jahrtausenden: Von dem Griechen Anaximander im 5. Jh. v. Chr. bis Hegel (1770—1831) wird diese Frage von der menschlichen Vernunft mit dem Aufbau riesiger, in sich widerspruchsfreier Systeme beantwortet und ein Sinn bejaht.

Zwar sieht
Kant

(1724—1804) als erster, daß sich mit den beschränkten Mitteln unseres Denkens ein Sinn der Welt nicht beweisen läßt und daß man folglich auch kein großartiges System mehr bauen kann, doch sagt er sich: Es muß ein solcher Sinn vorhanden sein; ich muß ihn fordern, wenn ich ihn nicht beweisen kann. Die Vorstellung, daß die Welt ganz ohne Sinn sein könne, ist ihm noch nicht möglich.

Erst

Friedrich Nietzsche

(1844—1904), ein halbes Jahrhundert

später, wagt den Schritt ins Ungewisse: Ein Sinn des Ganzen läßt sich nicht erkennen und nicht beweisen, vielleicht gibt es ihn also gar nicht. Vielleicht sind all die Unstimmigkeiten und Widersprüche, vielleicht ist all der „Un“-sinn das einzige, was die Welt unserem Verstand als Sinn anzubieten hat. Der Mensch, der die Welt so als voller Widersprüche erlebt, muß ihr nun aus sich selbst heraus einen Sinn geben. Er ist selbstherrlicher Neuschöpfer eines Weltsinns. Diesen „Übermenschen“, der die alten, falschen Ordnungen zerstört und neue, großartigere schafft, besingt Nietzsche in begeisterter Sprache im „Zarathustra“. Überhaupt ist ein sprachlicher Hochgenuß neben vielen erkenntnisreichen Schocks ein ständiger Begleiter bei der Lektüre dieses philosophischen Rebellen:

Friedrich Nietzsche: „Werke“, 41 Pa 1—9

Friedrich Nietzsche: „Gedichte“, 100 Seiten, 5 Sn 1

Wie verhält sich nun die „Liebe zur Wahrheit“ zu Beginn unseres Jahrhunderts nach diesem so tollen, doch schlecht zu entkräftenden Husarenritt? Gibt sie auf, weil die Sinnlosigkeit der Welt plötzlich vor ihr auftaucht?

Nein — nur stellt sie ihre Grundfrage nun anders: Die Welt hat keinen erkennbaren Sinn; ist in ihr noch sinnvolles menschliches Leben möglich, oder bleibt als letzte Konsequenz der Ziellosigkeit allen Seins und Handelns nur noch der Selbstmord? So

wird die Philosophie wichtiger und lebensnotwendiger als je zuvor.

In Deutschland greift die Existenzphilosophie auf, was

Sören Kierkegaard

in Dänemark und der Dichter

Rainer Maria Rilke

schon vor der Jahrhundertwende auf dem Gebiete der Religion und in der Dichtung ausgedrückt hatten: All die negativen Erfahrungen des Lebens, wie Neid, Sorge, Angst, Langeweile, Verzweiflung, Tod, kann man nicht wegdiskutieren, sie sind eher genau das, was jedes Menschenleben ausmacht, nämlich: sich der Sinnlosigkeit, dem Nichts, gegenübergestellt zu sehen. Aber deswegen ist nicht jeglicher Sinn verloren. Im Gegenteil, all die Nöte und Qualen als Teil des eigenen Lebens zu bejahen und gerade in den grausamen Situationen an der Grenze der menschlichen Fassungskraft besonders intensiv zu leben, das drohende Nichts bewußt auszuhalten, das macht das eigene Leben sinnvoll. Denn sinnvoll ist es nur als Ganzes, also auch mit allem Schweren, oder gar nicht.

Besonders klar werden diese Beziehungen zwischen früher Dichtung und Existenzphilosophie dargestellt in:

Otto Friedrich Bollnow: „Existenzphilosophie“, 125 Seiten, 62 Pa 1

Nicola Abbagnano: „Philosophie des menschlichen Konflikts“, 135 Seiten, 21 Pa 1

Dazu als Quellen:

Sören Kierkegaard: „Entweder — Oder“, 508 Seiten, 3 Pb 2

Sören Kierkegaard: „Religion der Tat“, 264 Seiten, 3 Pb 1

Sören Kierkegaard: „Briefe“, 163 Seiten, 5 Lk 1

Rainer Maria Rilke: „Ewald Trag“, 54 Seiten, 4 Sr 6

Rainer Maria Rilke: „Gedichte 1906—1926“, 694 Seiten, 4 Sr 5

Rainer Maria Rilke: „Ausgewählte Werke“, 2 Bände, 4 Sr 1—2

In dem schwierigen Hauptwerk von

Martin Heidegger

„Sein und Zeit“, 438 Seiten, 123 Pa 1, wird die neue Sinnggebung eines heutigen Menschenlebens so dargestellt: Zwei Grunderlebnisse machen das Wesen des menschlichen Lebens aus: Sorge und Angst. Sorge richtet sich auf die Dinge unserer Umwelt; in der Angst erlebt der einzelne allein für sich das Nichts. Im bestimmenden Grunderlebnis der Angst reißt sich der Mensch aus der Alltäglichkeit und falschen Sicherheit der Masse des „man“. Er bekommt Zugang zu seinem tieferen Selbst, bestimmt sich selbst, wird aktiv. Zwei Aufgaben warten dann auf ihn: die Aufgaben seiner Zeit und ihrer geschichtlichen Situation und der Aufbau einer sinnvollen Haltung gegenüber dem Nichts, dem Nicht-Sein, denn Leben ist „Sein zum Tode“. Und Tod will ohne Jenseitshoffnung erwartet und ertragen sein.

Ähnlich arbeitet

Karl Jaspers.

Er betont, daß es keine allgemeinverbindliche Wahrheit gebe, sondern immer nur Teilwahrheiten, die den einzelnen Umständen entsprechen. Daher seine zahlreichen, heißumstrittenen zeitanalytischen und geschichtlichen Bücher und Essays:

Karl Jaspers: „Die Atombombe und die Zukunft des Menschen“, 506 Seiten, 59 Ed 1

Karl Jaspers: „Rechenschaft und Ausblick“, 368 Seiten, 115 Pa 3

Karl Jaspers: „Philosophie und Welt“, 403 Seiten, 115 Pa 7

Wahrheit ist nach Jaspers an Mitteilbarkeit gebunden. Und so kommt er zu dem für ihn so wichtigen Begriff der menschlichen Gemeinschaft, der Kommunikation. Diese Gemeinschaft ist nicht gesellschaftlich, sondern geistig verstanden. Sie kommt erst zustande durch die gemeinsame Erfahrung einer Grenzsituation wie Verzweiflung oder Tod. Aber auch in ihr wird zuletzt die Einsamkeit des Menschen, sein

Dasein als einzelner, nicht aufgehoben. Die Existenz eines höheren Wesens, Gottes etwa, wird von Jaspers weder bejaht noch verneint. Man müsse mit der Möglichkeit eines Gottes rechnen, beweisen lasse er sich nicht:

Karl Jaspers: „Die geistige Situation der Zeit“, 211 Seiten, 115 Pa 2

Ungleich schärfer und mit radikaler Absage an das Dasein Gottes gehen die Franzosen das Problem der menschlichen Existenz in ihrer sinnlosen Welt an.

Jean Paul Sartre

folgert: Da es keinen Gott gibt, hat der Mensch schrankenlose Freiheit, denn er ist an keinerlei Werte oder Gebote mehr gebunden. Diese Freiheit versteht er als Lösung von allen Bindungen der Moral. Kann man — nach Sartre — nun rücksichtslos tun, was man will? Nein, der Nihilist gibt eine Richtschnur an: Zwar kann der Mensch sich in jedem Augenblick neu und unabhängig zu wahnwitzigen wie wunderbaren Taten entschließen, doch muß er bedenken, wie seine Tat in der Zukunft weiterwirkt. Er trägt die Verantwortung dafür, was aus ihr entsteht, ungestrafte Hemmungslosigkeit um jeden Preis ist bei dieser Verantwortung für die Zukunft unmöglich. Besonders zwingend ist dies Problem des sinnvollen Handelns im Schauspiel dargestellt:

Jean Paul Sartre: „Der Teufel und der liebe Gott“, 138 Seiten, 37 Ss 2

Jean Paul Sartre: „Dramen“, 130 Seiten, 37 Ss 1

Aber auch die Romane des dichtenden Philosophen oder des philosophierenden Dichters veranschaulichen, brillant geschrieben, seine philosophische Grundhaltung:

Jean Paul Sartre: „Materialismus und Revolution“, 110 Seiten, 139 Pa 1

Jean Paul Sartre: „Der Aufschub“, 388 Seiten, 215 Us 2

Jean Paul Sartre: „Der Ekel“, Roman, 234 Seiten, 215 Us 4

Jean Paul Sartre: „Die Mauer“, 272 Seiten, 215 Us 3

Jean Paul Sartre: „Der Pfahl im Fleische“, 323 Seiten, 215 Us 5

Jean Paul Sartre: „Im Räderwerk“, 232 Seiten, 215 Us 6

Jean Paul Sartre: „Zeit der Reife“, 324 Seiten, 215 Us 1

Etwas jünger ist der leider vor einem Jahr verunglückte

Albert Camus

Er findet einen ehrlichen, gangbaren Weg aus dem Nihilismus eines Sartre: Sein Hauptwerk:

„Der Mythos von Sisyphos“, 180 Seiten, 150 Pa 1

beginnt mit dem Satz: „Es gibt nur ein ernstes philosophisches Problem: den Selbstmord. Die Entscheidung, ob das Leben lohne oder nicht, beantwortet die Grundfrage der Philosophie.“ Im Bilde des Sisyphos, der in der griechischen Sage einen schweren Stein bergauf wälzen mußte, um ihn jedesmal wieder hinunterrollen zu sehen, und unverdrossen seine Arbeit aufs neue zu beginnen, sieht er ein Sinnbild der menschlichen Existenz: Unser Verstand ist so eingerichtet, daß er unablässig allen Einzelsvorgängen wie der gesamten Welt einen Sinn geben will. Die Welt ihrerseits ist aber so beschaffen, daß der Mensch in ihr keinen Sinn finden kann, sei er nun nicht vorhanden oder nur nicht erkennbar. Der Mensch ist Sisyphos, d. h., er ist gezwungen, etwas Aussichtsloses zu tun.

Sinnvoll wird sein Dasein erst dann, wenn er in einem heroischen Entschluß diesen unlöslichen Widerspruch auf sich nimmt und ihn lebt, wenn er also immer wieder nach der absoluten Wahrheit strebt in der Gewißheit, daß sein Mühen in alle Ewigkeit erfolglos ist. Dadurch gewinnt er eine ungeheure Freiheit, eine starke, innere Unabhängigkeit von den Widrigkeiten seiner Existenz. Er hat allen Grund, stolz zu sein, denn er ist stärker als sein Menschenschicksal. Und dieses Hochgefühl nennt Camus Glück.

In allen seinen Dramen, Romanen und Erzählungen, die die Werkbücherei fast vollständig besitzt, gestaltet Camus immer wieder den hohen Mut des sein Schicksal bezwingenden Menschen:

Albert Camus: „Dramen“, 301 Seiten, 16 Sc 1

Albert Camus: „Die Pest“, Roman, 296 Seiten, 57 Uc 1

Albert Camus: „Das Exil und das Reich“, Erzählung, 195 Seiten, 57 Uc 4

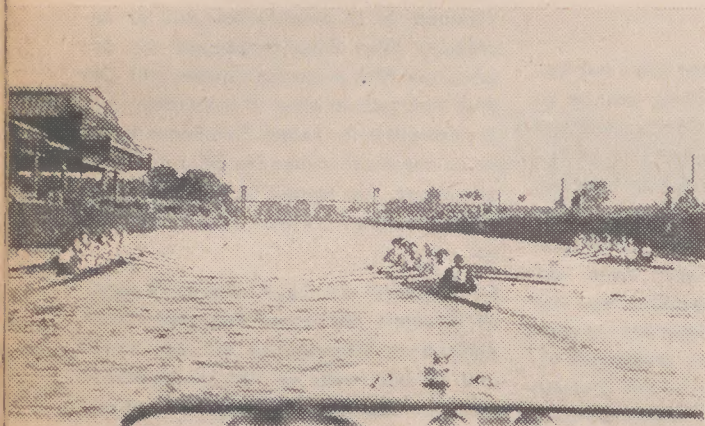
Albert Camus: „Der Fall“, Roman, 155 Seiten, 57 Uc 3

Albert Camus: „Der Fremde“, Roman, 136 Seiten, 57 Uc 2

Diese Betrachtung über die moderne Philosophie in einer sinnlosen Welt endet unerwartet mit dem Wort „Glück“. Das stimmt versöhnlich. Leben ist wohl immer ein Risiko gewesen; die heutige Philosophie hat es auf sich genommen, uns unsere immer aufs neue gefährdete Lage unerbittlich vor Augen zu führen. Diese konsequente Ehrlichkeit gibt der heutigen Philosophie ihre Daseinsberechtigung und ihre hart erkämpfte Zuversicht auf Glück uns auch in einer illusionslosen Welt Lebensmut.

Christel Kurschat

SPORT



Regatta auf dem Dortmund-Ems-Kanal

**Rudern ist uralt,
so alt, wie es Wasser,
Bäume und Menschen gibt**

**Im Altertum: Zwang
Im Mittelalter: Beruf
Heute: Sport**

**ALS
AUSGLEICH
UND
ERHOLUNG**

„Das Wandern ist des Müllers Lust“ hatten Wandergesellen und Pfadfinder unlängst zu ihrem Leitspruch gemacht. Im Zuge der fortschreitenden Technik und stetigen Modernisierung ist inzwischen das Wandern aber kaum noch Mode. Wer nicht irgendwelche fahrbaren Untersätze sein eigen nennt, fährt mit Freunden und Bekannten oder steht auf den Autobahnen und winkt. Geblieben ist lediglich die Kluft, der „Anzug“ einer frohen Wanderzeit Eichen-dorffscher Taugenichts-Romantik.

Ähnlich sieht es beim Sport aus. Ungern nur werden sich in der Freizeit Anstrengungen auferlegt. Kurz gesagt, das Training, die Leibeserziehung schlechthin, steht kaum höher im Kurs. Darüber können auch die teilweise gewaltigen Mitgliedszahlen innerhalb der einzelnen Sportarten nicht hinwegtäuschen. Nach vorsichtigen Schätzungen dürften sich 50 Prozent dieser Zahlen ohnehin aus Nichtaktiven zusammensetzen. Einen guten Beweis liefern an jedem Sonntag die Massen, die vornehmlich den Profisport als Zuschauer genießen.

Es darf an dieser Stelle vielleicht auch ausgesprochen werden, daß Bewegungsarmut die Krankheit unserer Zeit geworden ist. Niemandem soll natürlich die Freude am Auto oder Motorrad genommen werden; und doch hat gerade die fortschreitende Motorisierung diese Bewegungsarmut nur gefördert. Man benutzt kaum das Fahrzeug als Mittel, um schneller und öfter in die Natur hinaus zu gelangen und dann seinem Körper durch Wanderungen die nun einmal erforderliche Bewegung zu geben. Es sei daher klar herausgestellt, daß der Sport als Körpererfütterung die beste Art ist, seinem Gewebe genügend Sauerstoff zuzuführen und seinen Muskeln die Bewegung zu geben, die nun mal den Stoffwechsel anregen. Der Erfolg dürfte hierbei nicht ausbleiben: „Gesund bleiben und länger leben!“

Sind wir ehrlich, müssen wir den bestehenden Zustand eingestehen. An jedem Montag werden auf dem Gang zur Arbeitsstätte, in den Pausen, selbst am Abend noch über Fußballspiele, Tabellenstand der bevorzugten Mannschaft usw. lebhafte Diskussionen geführt. Sportarten, die vornehmlich auf Massenbesuch ausgerichtet sind und von denen die Zuschauer sich (oftmals jedoch vergeblich!) prickelnde Sensationen versprechen, wie Fußball, Boxen und Rennsport, haben hierbei den Vorzug.

**Warum nicht selbst
Sport betreiben?**

Entschuldigungen, daß jeder Mensch während seiner Arbeitszeit genügend Gelegenheit hat, sich zu bewegen, und daß er gerade

in der Freizeit Zerstreuung braucht, können nicht gelten. Diesen Sprechern möge gesagt sein, daß es sich heute schon um eine Sucht nach Zerstreuung handelt und diese Sucht niemals die notwendige Entspannung bringen kann.

Der Sport hingegen bringt Entspannung in jeder Beziehung. Gerade der Rudersport gibt dem Körper die Dinge, die unbedingt notwendig sind: Luft, Sonne, Wasser und schließlich die Bewegung aller Muskeln. An den Wochenenden und während der Urlaubszeit ziehen Rudrerinnen und Rudrer auf Wasserfahrten über Flüsse und Seen unserer Heimat, unbeschwert von den Sorgen des Alltags und fern vom Staub und Lärm der Städte und Straßen. Das Rennrudern verlangt den ganzen Menschen und bringt der Jugend und den Männern den sportlichen Wettkampf. Das große Erleben der freiwilligen, harten Trainingszeit, wobei jeder Rennrudrer dem Nikotin und Alkohol entsagt, bleibt eine Erinnerung für das ganze Leben und bringt aus einer verschworenen Mannschaft meist Freunde für das ganze Leben.

Man sollte meinen, daß diese Ziele sehr verheißungsvoll sind. Sie sind nicht zu weit gesteckt. Warum greifen Sie nicht danach, warum rudern Sie noch nicht?

„Klarer vielleicht als je zuvor ist dem Sport in der Welt die Aufgabe gestellt, Beispiel eines friedlichen Miteinanderlebens der Völker zu sein, die natürliche Lebensfreude wieder in ihr Recht einzusetzen und unermüdlich zu beweisen, daß das kleinste Organ oder Gelenk des menschlichen Körpers jeder Maschine spottet. In einer Zeit, in der der Mensch von seiner Umwelt mehr erlebt, als ihm bekömmlich ist, muß es andere Welten geben, in denen er sich selbst erlebt. Eine dieser zweckfreien Welten ist die des Spiels, ist die Welt des rechtverstandenen Sports. Wir müssen unseren Sport wieder liebenlernen und nicht nur betreiben . . . und uns schon gar nicht von ihm treiben lassen.“

Warum sollten wir den Rudersport nicht liebenlernen?

In welcher Sportart kann man sich so herrlich in der Natur tummeln wie gerade im Rudersport? Wasser — Sonne — Landschaft — Zelte — Spiele, was kann es Schöneres für einen jungen Menschen geben? Wanderrudern schafft Erlebnisse zur bleibenden Erinnerung. Camping, die große Mode unserer Zeit, ist hierbei seit vielen Jahren eine Selbstverständlichkeit. Die Zelte werden jedoch nicht auf überfüllten, vorgeschriebenen Plätzen aufge-



Siegerehrung



Wanderfahrt auf der Werra

Vor dem Bootshaus des RC Hansa





Frühstückspause auf der Weser



Hansa-Rudrer auf ihrem Zeltplatz an der Weser

Sonnenbad auf der Weser



schlagen, sondern an verträumten Ufern, auf herrlichen Wiesen, da, wo das Boot den Wanderrudrer hingeführt hat. Zugewogen sind nur Gleichgesinnte, Freunde der Bootsmannschaften. Dortmunder Rudrer befahren alljährlich unsere großartigen Wasserstraßen wie Donau, Rhein, Mosel, Ems, Weser, Werra und Fulda oder gehen in benachbarte Länder, in denen sie immer freudig aufgenommen werden. Rudrer bilden auf der ganzen Welt eine prächtige Gemeinschaft. Kommen Sie als Rudrer in eine fremde Stadt, in der ebenfalls Rudrer ihren Sport ausüben, sind Sie stets gern gesehener Gast. Sie sollten es versuchen! Sie sollten sich nicht einreden lassen, daß der Rudersport zu teuer sei. Was an Mietgebühr bei einem Bootsvermieter in einer Stunde zu zahlen ist, entspricht oftmals dem Monatsbeitrag in den Jugendabteilungen der Rudervereine. Und welcher Unterschied dabei! Hier der Kahn, im Rudersport das schlanke Boot, das schöne Bootshaus, das immer auch Freizeitheim ist, und vor allem die Gemeinschaft gleichgesinnter Freunde.

Beim Rennrudern

wird aus dem einzelnen die Mannschaft. Rudern ist vor allem Mannschaftssport, bei dem einer für alle, alle für die Mannschaft stehen. Im Training und im Kampf bilden sich für alle Zeiten Freundschaften. Eine Vielzahl alter Rudrer denken noch nach Jahrzehnten an die unvergeßlichen Stunden, in denen sie zusammen gerudert, zusammen gewonnen und auch zusammen verloren haben.

Gerade in diesem Jahr sind im Hinblick auf die Olympischen Spiele in Rom alle Blicke auf unsere Rennrudrer gerichtet. Gerade sie haben neben einer kleinen Reihe von Leichtathleten bestmögliche Aussichten auf einen Medaillengewinn. Wer kennt nicht die jungen Rudrer aus Ratzeburg, Kiel, Düsseldorf, Essen usw., die in der Zwischenzeit die UdSSR als beste europäische Rudernation abgelöst haben und derzeit von Sieg zu Sieg eilen?

Erscheint es nicht lohnend, sich ebenfalls in dieser Sportart zu versuchen? So weit ist der Weg nicht. Am Ausgang des Fredenbaumer Waldes liegen am Dortmund-Ems-Kanal zwei Bootshäuser. Hier betreiben die Rudrerinnen und Rudrer des Ruder-Clubs „Hansa“ von 1898 e.V. und Ruderclub „Germania“ ihren Sport. Die Vereine werden Ihnen gerne ihre Einrichtungen und ihren Betrieb zeigen. Es ist sicher, daß Sie sich in den Vereinen wohl fühlen. Vielleicht besuchen Sie auch einmal die Dortmunder Ruderregatta, die in jedem Jahr vom Ruder-Club „Hansa“ von 1898 e.V. veranstaltet wird. Sie werden sicher Freude daran haben.

Maske und Leben

*Betrachtungen zu einem
Werk Michelangelos*



Nacht und Schlaf; wie eng sind sie verschwistert! Aus ihrem Schoße steigt der Traum, Kind der Sehnsucht oder der Ängste, stets aber entfesseltes Leben, Seele, die sich vom Körper befreit, in andere Hüllen und Gewänder flieht. Fastnacht, Karneval. Auch hier befreit sich Lebendiges aus Fesseln und Schranken, wirft der Mensch das Gewand des Alltags ab, bricht der kommende Lenz die Starre des Winters, triumphiert Leben über den Tod. Wir feiern dieses Fest ausgelassen, schrankenlos fröhlich — ohne noch viel nach dem eigentlichen Sinn zu fragen. Carne vale — Fleisch, lebe wohl. Fleisch, an das für eine kurze Erdenfrist die unsterbliche Seele gefesselt ist. So ge-

hört auch das zusammen: Nacht, Schlaf, Traum und Maske. Larve, die der erstarrte Abzug des Vergänglichen ist.

In San Lorenzo in Florenz wollte Michelangelo Buonarroti den Ruhm der Fürsten Medici ein unzerstörbares Denkmal setzen. Von 1520 bis 1534 arbeitete er an dem gewaltigen Grabmal des Giuliano und des Lorenzo Medici, das in der Ausführung unvollendet blieb. Vier allegorische Gestalten, Nacht und Tag bedeutend, Traum, Leben, Einschlafen und Erwachen, ruhen in barocker Fülle auf steinerne Sarkophage gebettet. Sie spielen vor den steinernen Renaissancefürsten das

ewige Spiel von Leben und Tod, Werden und Vergehen. Und der weibliche Akt der „Nacht“ stützt sich im Traum auf eine männliche Maske. Gewaltig sind die Züge des Antlitzes, das der gierig lechzende Mund mehr als die schaurigen Augen beherrscht. Ein mächtiger Bart säumt die hageren Wangen, die wie die hängende Nase fast nur ein starrer Muskel sind. Ist's Dämonie oder Taumel, Rausch oder Entsetzen, das sich in diesem Sinnbild offenbaren will? Detail nur eines mächtigen Werkes, behält es wie alle Kunst geheimnisvoll wie die Nacht seinen eigentlichen Sinn für sich, ist es Gewand, das dem neugierigen Blick die empfindliche Seele des Künstlers verbirgt.

TUNESIEN



Tor zur Innenstadt von Kairouan

Knapp vier Millionen Menschen leben in der jungen Republik Tunesien, einem Wirtschaftsraum, der etwa halb so groß ist wie die Bundesrepublik. Ihren Kampf um die politische Selbständigkeit haben die Tunesier am 1. Juni 1956 begonnen. Präsident Bourguiba erläuterte die Situation: „Wenn Tunesien den Kampf um den wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt verliert, wird unsere Unabhängigkeit fragwürdig.“ Trotzdem diktiert die Politik die wirtschaftlichen Über-

legungen und Maßnahmen. Unter diesen Umständen erhält die wirtschaftliche Lösung von Frankreich, mit dem Tunesien noch sehr eng verbunden ist, durch die soeben erfolgte Aufkündigung der Zollunion eine große politische Bedeutung. Frankreich lieferte bisher 80% der Einfuhren und übernahm 65% der tunesischen Ausfuhren. Wird Frankreich trotzdem seine Vorzugsstellung behalten, oder wird Tunesien andere Verbündete suchen? Die wirtschaftliche Abhängigkeit vom Ausland ist unumstritten. Der Unterstaatssekretär für das Planungswesen gab hierzu eine kritische Stellungnahme ab: „Ohne wirtschaftliche und technische Hilfe des Auslandes hätte die tunesische Unabhängigkeit bald keinen Sinn mehr.“

braucht Europas Wirtschaftshilfe

Wer die Zeit findet, bei einem Aufenthalt in der Landeshauptstadt Tunis, die auch wirtschaftlicher Mittelpunkt, industrieller und gewerblicher Schwerpunkt ist, einen Blick in die zum Teil sehr modernen Geschäfte zu werfen, wird die Überfülle der französischen Warenlieferungen sofort erkennen.

Tunesien gehört nach wie vor zur Franczone. Die Abwertung des französischen Franc im Frühjahr kam für Tunesien völlig überraschend und brachte dem Land schwere Währungsverluste. Tunesien hatte als neue Währung den Dinar eingeführt und diesen nicht abgewertet. Frankreich zahlte für

tunesische Importe, z. B. für die Hauptausfuhrsgüter Wein, Zitrusfrüchte und Oliven, bisher sogar Preise, die über den Weltmarktpreisen lagen; zugute kamen diese überhöhten Preise schließlich auch den französischen Unternehmungen und Landwirten in Tunesien.

Auf dem Bahnhof von Sfax, moderne Diesellok



Im Mittelpunkt der tunesisch-französischen Gespräche in den nächsten Monaten steht das erste Handelsabkommen mit Frankreich, die Preise der Exportgüter und die französische Kredithilfe. Tunesien erwartet für 12 Monate 20 Millionen Dollar an Devisen. Frankreich ist bisher nur zu 15 Millionen Dollar bereit. Nach dem neuen Zolltarif wird die zollfreie Einfuhr französischer Erzeugnisse zunächst noch bestehenbleiben. Im Vordergrund steht aber eine Liberalisierung der Einfuhren aus dem Dollarraum. Das ist einer der Schritte, durch den Tunesien neue Handelspartner gewinnen wird.

Die Vormachtstellung Frankreichs

In so vielen Bereichen des täglichen Lebens ist der große französische Wirtschaftseinfluß zu spüren. Die eleganten Tunesierinnen, die nach Geschäftsschluß in Tunis die Avenue de Paris, die Avenue Habib Bourguiba und den Platz der Unabhängigkeit entlangpromenieren, tragen Kleider aus französischen Stoffen aus Lyon und modisch spitze Schuhe aus Paris. Die verschleierte junge Dame, die mir im Zug gegenüber saß, trug unter ihrem Schleier ein elegantes, weitfallendes Tageskleid und unter dem Arm

eine Tüte eines Pariser Modehauses. Rund 1000 Taxi verkehren in der Landeshauptstadt mit ihren 678 000 Einwohnern; 800 Taxi sind aber kleine, sparsame Renaults, rot-weiß gestrichen, auf dem Dach ein großes Nummernschild. Französische Automobile, Personenwagen, Lieferwagen und Lastwagen stellen ebenso das Hauptkontingent der Kraftfahrzeuge, die über tunesische Straßen rollen. Benzin, Petroleum und Heizöle stammen zu erheblichen Teilen aus Frankreich, ebenso fast die gesamten Holz- und Papierwaren (über 20 Millionen DM jährlich). Für 31 Millionen DM wird Zucker eingeführt, für 16 Millionen DM Pharmazeutika, für 60 Millionen DM sogar Baumwollstoffe, Kurzwaren und andere Textilien, das größte Einfuhrkontingent.

Als ich in meinem Hotel ein Mineralwasser verlangte, fragte mich der Kellner — ein Italiener —, ob ich für 70 Pfennig eine Literflasche Meliti, ein tunesisches Wasser, oder für 1,80 DM eine Flasche Perrier, ein französisches Mineralwasser, bevorzuge. Trotz der Zollfreiheit besteht ein so erheblicher Preisunterschied. Perrier-Flaschen gehen nämlich als Leergut nach Frankreich zurück, werden dort gefüllt und wieder nach

Tunis auf dem Seeweg verfrachtet. Ein Beispiel für viele, das die oft kuriose Situation kennzeichnet. Sogar die Obstkisten für Zitronen und Apfelsinen kommen als teure „Fertigprodukte“ aus Frankreich.

Von dem geschulten französischen Verwaltungspersonal (17 500 Beamte und Behördenangestellte) der französischen Protektoratsverwaltung sind heute noch 4000 im Lande. 2000 technische Berater, Ingenieure und sogar Lehrer werden bis auf weiteres in Tunesien verbleiben. Frankreich zahlt sogar 62 % ihrer Gehälter. Etwa 2500 französische Siedler bebauen zur Zeit noch 500 000 ha (10 % des kulturfähigen Landes), vor allem in den klimatisch günstigen Nordgebieten. Auch im Bankwesen haben französische Großbanken noch einen erheblichen Einfluß. Eine bedingte Rücksichtnahme Bourguibas auf französische Wünsche ist deshalb verständlich.

Die Neo-Destur kämpft gegen die Armut

Tunesien ist unter den Ländern Nordafrikas das arabischste Land, in seiner inneren Haltung, in seinem kulturellen Erbe und in seiner wirtschaftlichen Entwicklung das dem Westen, besser Europa, nahestehendste

Deutsche Urlauber am Strand von Hammamet





Dromedar in der Oase Zarzis



Wasserpfeifenraucher vor einem arabischen Café

TUNESIEN

Land und zugleich das ... ärmste. Dieser Zwiespalt hemmt und fördert zugleich den Aufbau des Landes. Neben modernen Produktionsmethoden in der Landwirtschaft stößt man dicht daneben auf altertümliche Verhältnisse. In langer Reihe rollen auf den riesigen Farmen im Gebiet von Envidaville die Mähdrescher über das Land; nur wenige Kilometer weiter reißt der Fellah, der tunesische Kleinbauer, mit dem Holzpflug, davor ein Dromedar, den Boden auf. Ein großer Teil der Kleinbauern verfügt über ein Jahreseinkommen von weniger als 1000 DM. Der Zufallsertrag der Äcker und Herden bestimmt ihr Leben. Im Norden liegen die Hektarerträge zwischen 15 und 20 Zentnern, im Süden bei 2 bis 4 Zentnern. Die Modernisierung der Landwirtschaft ist für Tunesien lebenswichtig. Von den etwa 11000 Traktoren sind über 3100 älter als 12 Jahre.

Für die Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugung ist aber eine weitere Maßnahme bedeutungsvoll: die Bewässerung des Landes.

Dieses Programm wird mit großer Aktivität vom Staat, von der Partei verfolgt. In einem großangelegten Plan werden im Medjerdatal im Norden des Landes für 220 Millionen DM Stau- und Bewässerungsanlagen gebaut.

Zwei Staudämme wurden in den letzten zwei Jahren fertiggestellt. Sie bewässern in den Trockenzeiten 50000 ha Land und liefern 30 Millionen kW-Stunden Strom. 40000 ha versumpfter Boden werden gegenwärtig im Delta trockengelegt. 9000 Familien sollen in diesem Raum angesiedelt werden. Außerdem werden hier 50000 Landarbeiter eine regelmäßige Arbeit erhalten. Größere zusätzliche Gebiete im trockenen, versteppten südlichen Teil des Landes sollen durch Bewässerung für die Landwirtschaft ebenfalls erschlossen werden.

Im Medjerdatal liegt auch in der Muster-siedlung El Habibia eine deutsche Baumschule. Dr. Redecker, der deutsche Direktor, erklärt mir bei einem Rundgang die Aufga-

ben der Schule. Auf dem 34 ha großen Gelände werden Gemüsejungpflanzen, Eukalyptus, Pappeln und Obstbäume gezogen. Apfel- und Birnbäume werden versuchsweise gepflanzt. Für 250000 DM hat die Bundesregierung Maschinen, Fahrzeuge, Einrichtungsgegenstände und gärtnerische Kleingeräte zur Verfügung gestellt. In 3 bis 4 Jahren sollen Tunesier die Baumschule übernehmen.

Die Bewässerungs- und Kultivierungspläne sind bereits von Beginn der Arbeiten an förderlich für die Arbeitsbeschaffung, denn die Zahl der Arbeitslosen erreicht in manchen Monaten 500000. Bei knapp 4 Millionen Einwohnern ist das eine große Belastung für den sehr kleinen Staatshaushalt in Höhe von nur 486 Millionen DM (Westberlin hatte 1957 539 Millionen DM Steuereinnahmen!). Das Außenhandelsvolumen betrug dagegen 648 Millionen DM. 1958 waren Export und Import erstmals ausgeglichen. Gute Ernten, vor allem eine reiche Getreide-

Wein- und Olivenernte gaben den Ausschlag. Tunis ist mit 28 Millionen Ölbäumen und 2000 Ölmühlen vornehmlich im Raum Sfax einer der größten Olivenölproduzenten der Welt.

Die neuen Handelspartner

Die wirtschaftlichen Verbindungen zu Westdeutschland sind zur Zeit noch wenig ausgebaut. Von tunesischer Seite wird dies immer wieder bedauert, zumal auf Grund der verschiedenen Wirtschaftskonjunkturen die Voraussetzungen günstig sind. Erfreulicherweise haben 17 westdeutsche Firmen, da von offizieller Seite der Handelsverkehr nicht sehr gefördert wird, selbst die Initiative ergriffen und ein deutsches Büro errichtet, das die Handelskontakte verstärken soll. Im Sommer dieses Jahres entstand hieraus ein deutsches Handelskontor. Die Qualität der deutschen Waren wird immer wieder anerkannt und gelobt. Die hohen Einfuhrzölle bis zu 80% des deutschen Preises haben aber Importe namentlich von technischen Investitions- und Konsumgütern

eingeschränkt. In diesem Jahr gelangten im Rahmen des zur Zeit monatlich verlängerten Handelsabkommens (15 Millionen DM) erstmalig große Oliven- und Orangelieferungen nach Westdeutschland. Von Tunesien gewünscht wird insbesondere eine technische und finanzielle Hilfe für den Industries Ausbau (Konsumgüterindustrie, Textilbetriebe, Holzverarbeitung, Glasherstellung, kleinere Maschinen) und für den Abbau der Bodenschätze (Phosphate). Der Ruf und das Ansehen der Deutschen und die große Hoffnung auf eine enge Freundschaft und Zusammenarbeit stellen ein unschätzbares Kapital dar, dessen Wert und Erfolgsaussichten von der deutschen Politik bisher nicht genügend gewertet wurden. Die Mitbewerber, namentlich Italien, die USA und einzelne Ostblockstaaten, haben hier ihre wirtschaftlichen Chancen klar erkannt. Die USA („Mission Strauss“) stellten in 2 Jahren 72 Millionen Dollar großzügig zur Verfügung, kürzlich außerdem 6,3 Millionen Dollar für eine Alfagrasfabrik (Papierproduktion), 2,4 Millionen Dollar für den

Verkehrs ausbau, 5 Millionen für die Arbeitsbeschaffung und 1,3 Millionen Dollar für die Jugenderziehung. Eine amerikanische Erdölfirma erhielt außer der französischen Sahara-Compagnie die Konzession für Bohrungen im südlichen Tunesien. Von den Ostblockstaaten unterhält die Sowjetunion bereits seit 1957 eine Handelsmission, es folgten 1958 die CSR und im Mai 1959 Polen. Bourguibas Bemühungen um eine Aufnahme oder engere Verbindung zur EWG sollten deshalb sorgfältig geprüft werden. Belgien unterstützt diese Bemühungen sehr stark, auch die Weltbank hat den Anschluß an den Gemeinsamen Markt empfohlen. Wenn sich auch Bourguibas Pläne für eine „Nordafrikanische Union“ unter Einbeziehung von Marokko und einem unabhängig gewordenen Algerien zur Zeit noch nicht verwirklichen lassen und die Gegensätze zu Kairo und zur Arabischen Liga noch Spannungen erwarten lassen, so sollte man in Europa Bourguibas politische und wirtschaftliche Bekenntnisse zum Westen nicht länger übersehen. Schw.

Alte Volkstänze auf der Insel Djerba





ESKIMOS — BILDSCHNITZER AM FEIERABEND

Wenn sich das Leben und die Haltung eines Volkes in seiner Kunst spiegelt, so sind die Steinplastiken und Holzschnitzereien der Eskimos äußerst aufschlußreich. Unsere Fotos zeigen Bildwerke der kanadischen Eskimos, von Laienkünstlern eines etwa siebentausend Köpfe zählenden Völkchens. Wir sehen Tiere und Menschen. Da wird ein Mann beim Aufblasen des Harpunenschwimmsackes dargestellt, Fischer und Musikanten, eine Mutter, die ihr Kind in der Kapuze trägt, und Jäger, kniend, lauernd, schleichend, im Kampf mit den Tieren. Stets Jäger, keine Soldaten. Bilder, wo der Kampf und Streit zwischen Menschen dargestellt wird, finden wir keine. Das ist bei uns Europäern und bei vielen anderen Völkern bekanntlich anders. Im übrigen haben die Eskimos den Menschen erst neuerdings in Stein. Früher war das Augenmerk mehr auf das Tier gerichtet, wie die Ritzzeichnungen und alten Schnitzereien aus Walroßzähnen und aus Holz aus dem vorigen Jahrhundert beweisen. Eule, Robbe, Habicht, Walroß, Bär, Otter, Hund, Rentier — alle sind sie hier versammelt. Welche Verbundenheit mit den Tieren im

hohen Norden und mit der Landschaft, die die Stille der Tundra, das Brausen der großen Ströme und die Kälte der Eisschollen bedeutet!

Insgesamt leben etwa 50000 Eskimos auf Grönland, im Norden Amerikas und an der Ostküste Kamtschatkas. Sie sind mongolischer Herkunft und nennen sich „Menschen“ (Innuits). Wir aber kennen sie unter dem Namen Eskimos, was „Rohfleischesser“ bedeutet. Das ist von uns nicht sehr freundlich, aber dem Wort Eskimo merkt man es nicht an. Freilich, „Menschen“ wäre nicht nur liebenswürdiger, sondern auch passender. Sie leben gesellig und halten eng zusammen. Haben Klima und Natur diese Menschen zur Menschlichkeit erzogen oder zumindest dazu beigetragen? Der Erfolg der christlichen Missionare ist gering. Der Eskimopriester vermittelt den Verkehr mit den Geistern; die Toten werden in Gräbern bestattet.

Im Norden Amerikas gibt es lange, strenge Winter, und lang sind auch die Abende und Nächte, die Feierabende, still und einsam. Dann greift der Fischer, der

Jäger, zum Messer und bearbeitet den weichen Stein, trinkt ihn mit Fett und poliert ihn — und es entstehen die schlichten und einfachen, die ausdrucksstarken Tiere. Das Bedürfnis zum künstlerischen Schaffen dieser Laien ist so groß und echt, wie wir es in Europa nur noch selten antreffen. Früher einmal, als es auf unsern Bauernhöfen noch keinen Zivilisationsrummel gab und als man — ebenfalls an Winterabenden — in Gemeinschaft schnitzte, webte, malte, stickte und musizierte. Aber das ist ja bei uns heute so gut wie vorbei.

Am ehesten erinnern die Eskimokünstler an unsere „Sonntagsmaler“ — die Liebe und Hingabe zur Kunst, das künstlerische Schaffen neben dem Beruf, aber nicht der Stil selbst. Und auch die Tatsache, daß man meistens die Namen dieser „Künstler“ kennt, erinnert an die „Sonntagsmaler“ —; sie heißen z. B. Tudlik vom Kap Dorset oder Kudluik, Innukpuk und Sheroapik aus Port Harrison, Pavungnetiki oder von den Belcherinseln. — Hier wie dort geht es aber über die einfachen Namen und die Herkunft selten weiter, man weiß kaum etwas über das „Werk“, nichts über das Leben, keine „Künstlerbiographien“.

Entgegen den Sonntagsmalern spürt man bei den Eskimos nicht den Willen zum Naturalismus. Die Formen werden vereinfacht, „abstrahiert“, das Wesentliche tritt ganz deutlich zum Vorschein, so daß man vor dieser Modernität erstaunt ist. Diese schnitzenden Jäger und Fischer lehren uns genau das, was uns die modernen Bildhauer in unseren Städten sagen: Das Wesen, nicht die Oberfläche, muß sich in der Kunst offenbaren, die Wahrheit, nicht der äußere Schein ist von Dauer.

„In Kanada wie im Ausland besteht jetzt lebhaft Nachfrage nach den Schnitzwerken aus Knochen, Walroßelfenbein und Stein, die die Eskimos zu ihrem eigenen Vergnügen anfertigen“, sagte ein Kanadier. Und so stellt man Sammlungen dieser Kleinplastiken zusammen und schickt sie auf Wanderschaft — in die Vereinigten Staaten, nach Südamerika und auch nach Europa. Die Besucher jener Ausstellungen erfreuen sich nicht nur an einer bezaubernden Kunst, sie lernen auch ein Volk kennen: Eine lobenswerte Völkerverständigung über den Weg der Kunst.

Hoffentlich machen sich nicht allzu geschäftstüchtige Manager jene „lebhaft Nachfrage“ zunutze und lassen diese schöne Volkskunst in eine Souvenir-Industrie münden. Eine Serienproduktion von „Exportartikeln“ würde den Zauber jener Kunst vernichten. Bisher hat der Fischer und der Jäger am Schnitzen und Formen selbst Freude, und das künstlerische Schaffen am Feierabend ist ein Stück seines Lebens. Diese Freude ist nicht mit Geld zu bezahlen. Off



Mann (Eskimo), eine Harpune werfend
(von einem unbekannten Künstler aus Povungnetuk)



Walroß mit Jungem (Kap Dorset)



Zum Teil ist die Bahnlinie Luleå—Narvik eingleisig mitten in der lappischen Wildmark



Eine Fahrt mit der nördlichsten Eisenbahn Europas

Auch Lappen benutzen gern die bequeme „Lofotenbahn“

Im nördlichsten Zipfel von Skandinavien liegt Lappland, ein herrliches Fleckchen Erde mit seinen majestätischen Bergen, großen Seen, riesigen Wäldern, mit seinen wildromantischen Landstrichen und seiner Einöde.

Als man in diesem unberührten und unwegsamen Gebiet — wo bis dahin noch kaum ein Mensch wohnte, wo nur die Lappen in völliger Abgeschiedenheit ihren Rentierherden folgten — im 19. Jahrhundert mit dem Abbau der zwei riesigen Erzberge Malmberget und Kiruna begann, war der Abtransport dieses so wichtigen Rohstoffes beinahe unmöglich. Der lang gehegte Plan für den Bau einer Eisenbahn konnte nur unter schwierigsten klimatischen Verhältnissen und zahlreichen Schwierigkeiten verwirklicht werden. Hier dauert ein Winter acht Monate und bringt Schneestürme, dicke Eisdecken und große Kälte mit. Lulea am Bottnischen Meerbusen und Narvik, der bedeutende norwegische Hafen, sollten die beiden Endstationen dieser wichtigen Bahnlinie werden. Am Anfang des 20. Jahrhunderts, nach jahrelanger und mühe-



In der Teeküche eines Zuges

voller Arbeit und manchen überwundenen Rückschlägen, konnte die „Lofotenbahn“ endlich ihre erste Fahrt antreten. Seitdem sind nun einige Jahrzehnte vergangen, und heute dient sie nicht mehr ausschließlich der Erzbeförderung.

Mitten in der lappischen Wildmark sind Touristenhotels und Ferienheime von verschiedenen Industriewerken und für Angestellte der schwedischen Staatsbahn gebaut worden, die nur mit Hilfe dieser Eisenbahnlinie erreichbar sind. In Kiruna, der nördlichsten der beiden Erzstädte, enden alle Straßen. Es gibt keinerlei Wege mehr. Lediglich auf eigenen Füßen könnte man in das Innere dieser romantischen und wilden Landschaft vordringen.



Im Erholungsheim für Arbeiter und Angestellte der schwed. Staatsbahn

Je höher der Zug ins Hochgebirge hinter Kiruna klettert, um so öder und einsamer dehnt sich das endlos scheinende Land, wo nur noch kurze Birken wachsen und im Kontrast zu den tiefverschneiten Seen, Bergen und weiten Ebenen stehen. Winzige Bahnhöfe tauchen plötzlich hinter schneebedeckten Bergmassiven auf. Nicht selten dient hier der Warteraum gleichzeitig als „Postamt“ mit Schließfächern und dem einzigen Telefon weit und breit für die kleinen Ansiedlungen, die man hin und wieder in der Nähe der Bahnlinie finden kann.

Eine Fahrt mit der „Lofotenbahn“ ist nicht allein wegen der einzigartigen Naturschönheiten, die zu beiden Seiten des Zuges vorbeifliegen, ein unvergeßliches Erlebnis. Alle modernen technischen Errungenschaften unseres Jahrhunderts hat man angewandt, die zur Sicherheit, Schnelligkeit und Bequemlichkeit beitragen. Auch in der 2. — der schlechtesten — Klasse sitzt jeder Reisende auf gut-

In „Riksgränsen“, der vorletzten schwedischen Bahnstation, warten im dichten Schneegestöber die Skibegeisterten auf die Ankunft des Zuges





Die Rentierherden ziehen alljährlich auf ihren periodischen Wanderungen in das „Fjäll“ (Hochgebirge)

gepolsterten Sitzen. In dem „Salonwagen“ bilden tiefe Sessel, in lockerer Anordnung befestigt, die bequemste Reiseart. Eine Selbstverständlichkeit sind Erfrischungen in fester und flüssiger Form. Ein besonderer Wagen befördert nur Schneeschuhe, die dort von jedem Reisenden selbst in die dafür vorhandenen Gestelle — jeweils nach ihren Bestimmungsorten eingeteilt — abgestellt werden. Auch die Lappen, die vielen Neuerungen sehr aufgeschlossen gegenüberstehen, benutzen vielfach für einige Stationen die Lofotenbahn und haben als Reisegepäck Rentiergeweihe und -felle und ähnliches mit.

Kurz hinter „Riksgränsen“ (Reichsgrenze) ist die letzte und nördlichste Eisenbahnstation Schwedens: Vassijaure, 1535 km von Stockholm entfernt. Hier verläßt der

schwedische Lokomotivführer seinen Platz, um ihn seinem norwegischen Kollegen zu übergeben, nicht ohne vorher einen herzlichen Begrüßungshändedruck mit ihm gewechselt zu haben.

Lapland ist vielleicht das letzte Stück Romantik in Europa, wo im Sommer die Mitternachtssonne, im Winter das Nordlicht ihren magischen Schein verbreiten. Bis jetzt sind die Stellen der Zivilisation und auch die Lofotenbahn nur winzige Punkte in der Unendlichkeit des Landes. Nicht weit entfernt von den Schienen der Bahnlinie zieht der Lappenklanführer noch wie vor Hunderten von Jahren mit seinen Rentierherden unbeirrt seine uralten und traditionsgebundenen Pfade durch diese großartige Trostlosigkeit.

Herta A.



*Übertagebau in Kiruna.
Terrassenförmig wird das Erz
abgetragen*



Franziskuskirche Zwillbrock, Orgel — unterer Teil

Der Fassmaler in Zwillbrock

Vreden, eine kleine Stadt an der holländischen Grenze im Kreise Ahaus, ist heute noch bekannt als eine der schwer bombardierten Städte des letzten Krieges. Kunstfreunde wissen aber auch, daß der berühmte Antwerpener Altar wieder an seiner alten Stelle steht, daß die kostbaren, gotischen Plastiken, für die von großen Museen schon märchenhafte Summen — aber vergebens — geboten wurden, am gleichen Ort vorteilhaft aufgestellt sind. Sie wissen auch um eines der kostbarsten Hungertücher, das von den Mitgliedern des Freiweltlichen Adligen Damenstiftes angefertigt wurde. In dieses Hochadelige Stift wurden nur Damen vom Grafenstand aufwärts aufgenommen, und so heißt es in den Quedlinburger Analen 1024, als Kaiser Konrad mit seiner Gemahlin

aus den Niederlanden zurückkehrte: Sie zogen ein ins berühmte Vreden, wo ihnen die kaiserliche Tochter Sophia und die kaiserliche Schwester Adelheid froh entgegeneilten.

Blättern wir in der Geschichte noch weiter zurück, so erfahren wir, daß Widukind, der Sachsenherzog, dort, wo jetzt die Stadt Vreden sich erhebt, seinen Haupthof besaß.

Sein Sohn und sein Enkel stifteten später, im Jahre 839, das Freiweltliche Damenstift. Wir erfahren weiter, daß etwa 900 Jahre später die zu Vreden gehörige, unmittelbar an der holländischen Grenze liegende Bauerschaft Zwillbrock ihr Gesicht bekam durch den Bau einer Barockkirche mit Minoritenkloster, die infolge der Religions-

streitigkeiten in den Niederlanden hier für Holländer und Deutsche gemeinsam erstand. Heute existiert nur noch die Barockkirche mit ihrer stilreinen Innenausstattung, eine Seltenheit für Westfalen.

Aber bis vor kurzem sprach man kaum von ihr, denn in jener dem Moor abgerungenen Landschaft hatte auch das Kircheninnere, einschließlich der schönen Altäre, Farben angenommen, die sich dem dunklen Erdreich anpaßten. 1958 hat sich das Denkmalpflegeamt in Münster mit Hilfe der Regierung entschlossen, diese braocken Kostbarkeiten von ihrem Trauerkleid zu befreien und wieder das Lied des 18. Jahrhunderts in seiner ganzen weiß-bunt-goldenen Pracht erneut erklingen zu lassen.



Konsole am Hauptaltar

Über ein Jahr ist der junge Restaurator Jetter aus Ulm mit einem Mitarbeiter an der Arbeit. Bis auf die Orgel und die Einzelplastiken ist mit feinstem Einfühlungsvermögen und beachtlicher Diskretion das seltene Bild westfälisch-barocker Kunstäußerung wiederhergestellt. Der Orgelprospekt soll zum Weihnachtsfest sein neues Gewand tragen. Die Einladung zu einem Besuch in der Werkstatt ließ uns die Scheu vor einer Fahrt, die ohne Wagen recht kompliziert ist, überwinden. Die vorwinterliche Sonne warf hier und da Lichter durch die hohen Fenster des ehemaligen Refektoriums, der jetzigen Werkstatt, auf die Putten, die Engel und die vom Orgelprospekt gelösten Ornamente, die hier herumlagen und -standen und dem Raum ein weihnachtliches Aussehen gaben. Man erinnert sich bei diesem Anblick einer Äußerung Goethes an Zelter: „Natur und Kunstwerke lernt man nicht kennen, wenn sie fertig sind, man muß sie im Entstehen aufhaschen, um sie einigermaßen zu begreifen.“ Nun, die Geburt und Vollendung der Kunstwerke, die hier bearbeitet wurden, liegen Jahrhunderte zurück. Aber in diesen Tagen und Wochen erlebten sie ihre Wiedergeburt dadurch, daß die kundige Hand des Faßmalers zunächst durch vorsichtiges Untersuchen und Abkratzen der unsachgemäßen, gewöhnlich neugotischen Übermalung des vorigen Jahrhunderts ihre ursprüngliche Fassung hervorholt.

Damit die Gedanken des unkundigen Lesers bei der Betitelung „Faßmeister“ nicht in eine falsche Richtung, etwa zum Heidelberger Faß oder gar zum Hofbräuhaus in München, abschweifen, sei kurz erwähnt, daß der Faßmeister ein Maler war, dem das vom Bildhauer geschnittene Bildwerk zur Bemalung, respektive zur Vergoldung, übergeben wurde, der ihm also die äußere „Fassung“ gab. Gewöhnlich sind noch kleine Reste der ursprünglichen Fassung in irgendeiner Ecke vorhanden, wonach der Restaurator sich richten kann. Ist es aber in Frage gestellt, ob das Bildwerk überhaupt gefaßt war, so beschränkt man sich auch jetzt einfach auf

die Entfernung der Übermalung und läßt nur das Holz zu seinem Rechte kommen. Die Plastiken und Ornamente, denen die alte Fassung wiedergegeben werden soll, müssen sich zunächst einer langwierigen Prozedur, unterziehen.

Der Werdegang der Vergoldung verläuft etwa folgendermaßen: Nach der Säuberung und ersten Leimung erfolgt nach dem Trocknen das Abschleifen mit Steinkreide. Danach wird durchweg bis fünfmal, ja bis achtmal eine Weißgrundierung warm aufgetragen, wobei die Leimbindung eine wesentliche Rolle spielt. Ist die letzte Grundierung gut getrocknet, werden alle noch vorhandenen kleineren Schäden repariert und durch Abschleifen alle Unebenheiten geglättet, die verwischten Feinheiten mit spitzen Schabern wieder hervorgeholt.

Nach diesen zeitraubenden, aber notwendigen Vorarbeiten geht es an die letzte Wegbereitung für die Goldauflage. Das Poliment, auch Bolus genannt, der eigentliche Träger der Goldauflage, durch den in erster Linie der tiefe Goldglanz erzielt wird, besteht aus Tonsorten in Gelb, Braun und Rot und wird mit Leim viermal dünn aufgestrichen. Das rote Poliment glänzt feurig und unterbricht die Einfarbigkeit des Goldes besonders reizvoll an Stellen, wohin die winzigen Teile des Blattgoldes nicht gelangt oder abgefallen sind. Zunächst werden jedoch vor dieser Auftragung die kleinsten noch vorhandenen

Partikelchen und Stäubchen entfernt. Früher geschah das mit Ackerschachtelhalm oder Roßhaar, heute benutzt man dazu die hauchdünnen Blättchen, die dem Blattgold als Zwischenlage dienen.

Bevor jedoch über die eigentliche Vergoldung gesprochen wird, interessiert gewiß zunächst eine andere Frage: Wann wurde erstmalig die Verarbeitung mit Blattgold bekannt? Schon aus dem Jahre 3300 v. Chr. sind uns, wie Prof. K. Wehlte (Stuttgart) schreibt, dünne Goldbleche zur Verkleidung eines ägyptischen Götterbildes überliefert. Die erstaunliche Dehnbarkeit des relativ weichen Goldes gestattete schon früh ein dünnes Aushämmern, noch bevor dem Menschen das Schmelzen gelang. Da aber die frühere Seltenheit der Goldfunde zur Rationierung zwang, bemühte man sich, das wertvolle Material zu strecken, und so wurde das Belegen mit Blattgold schon 2700 v. Chr. erfunden und so gehandhabt, wie es heute noch üblich ist. Funde in ägyptischen Königsgräbern beweisen, daß man schon damals, um 2500 v. Chr., die unglaublich geringe Stärke von eintausendstel Millimeter durch primitives Schlagen mit Steinen erreichte. Zu den ältesten Ländern der Goldschlägerei gehört, wie Wehlte schreibt, auch Indien, das diese hauchdünnen Folien aus echtem Golde, die zu den ältesten Werkstoffen in der Kunst gehören, vor allem der aufkommende Buddhismus im 6. Jahrhundert für seine riesengroßen, vergoldeten Buddhas verwandte.

In der Werkstatt





Schmuckleiste an der Kanzel

Von Griechenlands und Roms Verwendung des Goldes zu künstlerischen Zwecken weiß man erst im christlichen Zeitalter. Das Lucca-Manuskript klärt bereits im 9. Jahrhundert das Verfahren durch Beschreibung mittelalterlicher Gepflogenheiten, die auf antiken Methoden beruhen. In der bekannten Wolfenbütteler Handschrift trifft man dann schon ausführliche Darlegungen.

Nach diesem Ausflug ins Geschichtliche gibt uns der Restaurator Jetter Gelegenheit, in der Praxis das „Anschließen“ der Goldblättchen auf die gut ausgetrockneten Lagen des Poliments zu beobachten. Er hat eine dieser köstlichen Barockputten vor sich liegen, die, bereits von aller falschen Übermalung befreit und vorbehandelt, nur noch der Neuvergoldung des wehenden Tuches um die Hüften harret. Das $23\frac{1}{2}$ karätige Blattgold ist sieben- bis achtausendstel Millimeter dünn und liegt in einem etwa 6 cm im Quadrat großen Büchlein. Aber selbst dieses kleine Format ist nur auf glatten Flächen verwendbar. An unserem Engel muß es auf dem Vergolderkissen aus Ziegenleder mit Hilfe des Vergoldermessers in kleine und kleinste Teilchen zerschnitten und mit einem sehr feinen, flachen Pinsel angehoben und angeschossen werden, nachdem vorher jede kleinste zu belegende Fläche durch mit Wasser verdünnten Alkohol das angetrocknete Poliment wieder aufgeweicht ist, so daß eine innige Verbindung des Blattgoldes mit dem Poliment zustande kommt. Es ist eine überaus mühselige, große technische Fertigkeit erfordernde Arbeit, zumal nicht nur beim leisesten Windzug, sondern schon beim falschen Atemhauch die Blättchen entweder fortgetragen oder ineinander zerknittert werden. Die Kanten des einen Blättchens müssen auf dem vorherigen aufliegen, da ein haargenaues Nebeneinander nicht möglich ist. Diese doppelt gedeckten Stellen treten besonders glänzend hervor und sind gerade bei alten Bildwerken von eigenartigem Reiz.

Wir beobachten, wie nach und nach die wehende Teilgewandung der Putte golden

erstrahlt. Doch nun muß Geduld geübt werden, denn das Polieren kann erst am nächsten Tage vor sich gehen. Früher polierte man mit Eberzähnen, heute werden zugeschliffene Achatsteine verwandt, um das Gold auf Hochglanz zu bringen. Wiederum verlangt diese Arbeit Geduld und Geschicklichkeit, da mit dem Polierstein auch die Unebenheiten und Tiefen zu behandeln sind. Der vielfache Kreidegrund, von dem anfangs die Rede war, übernimmt die Rolle eines elastischen Kissens, das eine Beschädigung der Goldauftragung durch den Achatstein verhindert. Der Restaurator dringt auch mit dem Polierstein in jene Tiefen und Winkel, die sich dem Goldanschluß entzogen haben und in dem nun das rote Poliment aufglänzend den Goldschimmer reizvoll nuanciert und ihm zudem den aufdringlichen Glanz des Neuen nimmt.

Mit rosigen Bäckchen lächelt das alte, neu-erstandene Puttchen uns an. Ringsherum aber liegen und stehen noch Engel, echt westfälisch aus kernigem Eichenholz geschnitzt, weiß mit goldenen Flügeln, zahlreiche zum Orgelprospekt gehörende Engelköpfe, kirmeshaft primitiv angestrichen, zum Teil aber schon mit Kreidegrund bearbeitet, denn Weihnachten ist ja nicht mehr fern, und wie schon erwähnt, sollen die Festagslieder auf der echten Barockorgel gespielt werden, während der neue Prospekt das Auge erfreut. Streng und zuverlässig ist er in der Grundkomposition gestaltet, aber überspielt von der Fröhlichkeit des weltweiten Barock, Lebensüberschwang und westfälische Verhaltnenheit harmonisch gepaart und von Meisterhand bei dieser langwierigen und schwierigen Restauration glücklich nachempfunden.



WASSERBURGEN IM MÜNSTERLAND

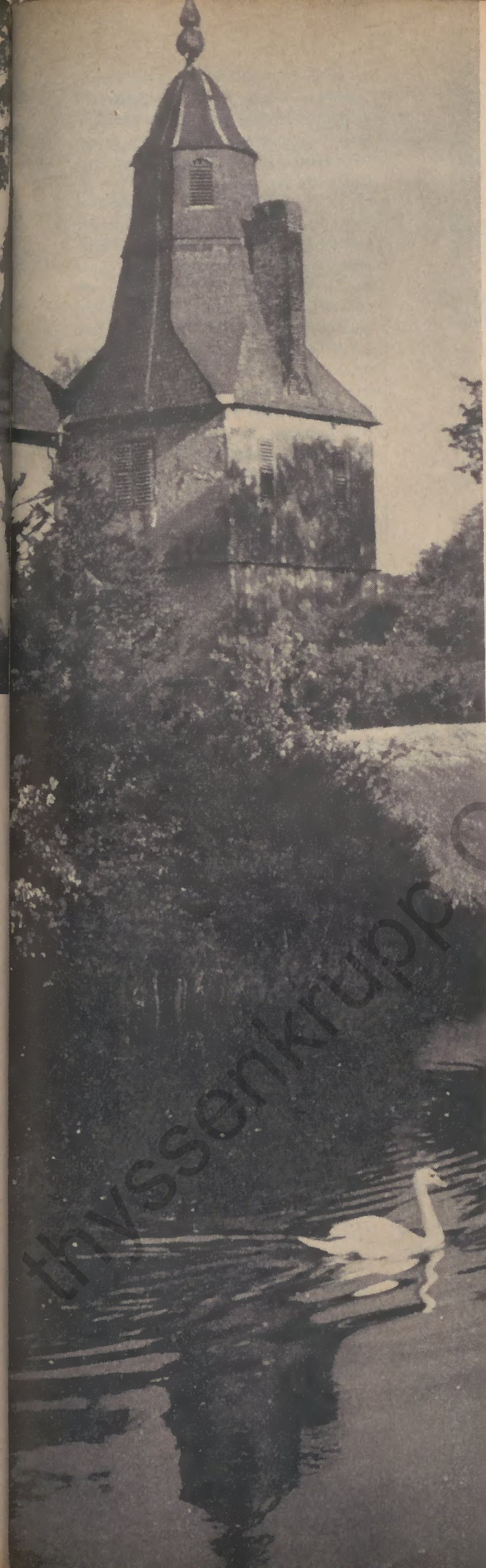


Schloß Nordkirchen bei Lüdinghausen



Wasserburg Vischering bei Lüdinghausen

Sie liegen fast vor unserer
Haustür und sind so bequem
und schnell zu erreichen —
aber viele von uns fahren an
ihnen vorüber. Sie sind so
eindrucksvoll — aber sie
werden zuwenig beachtet.
Man sollte sie erwandern,
gerade in unserer nüchternen,
schnellebigen Zeit.
Marlis Tiedemann fotografierte
einige für uns.



Wasserschloß Gemen bei Borken

Links: Wasserburg Westerwinkel bei Herbern

Wasserschloß Lembeck bei Wulfen in Westf.



Überspitzt?

Ein Wort zum geänderten

Meldeverfahren

über die Betriebsunfälle

Am 1. Juni 1960 wurde mit der Änderung des Meldeverfahrens über die Betriebsunfälle begonnen. Es ist lobenswert, die Ursache eines Unfalls auch in seinen Einzelheiten ergründen zu wollen: „Vorbeugen ist besser als heilen“.

Jeder Unfall beruht auf technischen Unzulänglichkeiten oder menschlichem Versagen. Das „Ergründenwollen“ aber in die Form eines „Steckbriefes“ oder einer „Gehirnwäsche“ zu kleiden, empfinde ich persönlich als entwürdigend, auf den Betroffenen aber, der schon körperlich leidet und materiell geschädigt ist, muß es außerdem noch seelisch deprimierend wirken.

Vor mir liegt ein Formular solcher „neuzeitlicher“ Betriebsunfallmeldungen, näher betrachtet die Rückseite des 2. bzw. 3. Bogens mit der Überschrift: „Unfallursachen“. Die Hauptursache ist anzukreuzen (X), die Nebenursache zu nullen (0). Es folgen die Gruppen A, B, C und D.

Gegen die Unterteilung der Gruppe A „Technische“ Unfallursachen (Rubrik 1 bis 11) ist nichts einzuwenden — um so mehr bei den Gruppen B Organisatorische Unfallursachen (Rubrik 1 bis 6), C Körperliche Unfallursachen (Rubrik 1 bis 6), D Geistig-seelische Unfallursachen (Rubrik 1 bis 7). Diese haben besonders die menschlichen Schwächen zum Thema! Wir lesen unter B 1 bis 6: 1. Mangelhafte Unterweisung, 2. Mangelhafte Aufsicht, 3. Unvollkommene oder falsche Arbeitsanweisung, 4. Duldung erkennbarer sicherheitswidriger Zustände, 5. Körperschuttmittel

standen nicht zur Verfügung, 6. Körperschuttmittel waren unzweckmäßig oder schadhaft.

Zu B 1 bis 4: Begriffe wie „Unterweisung, Aufsicht, Arbeitsanweisung und Duldung“ kennzeichnen stets das Verhältnis eines Vorgesetzten zu seinen Untergebenen. Demzufolge können in diesem Abschnitt als Schuldige nur Vorgesetzte sein, ein Zugeständnis, das einmalig ist. Ob das der Sinn obiger Planung war? Ich möchte es bezweifeln. Bislang hat man noch nie in einer derartigen Form von einem schuldhaften Verhalten Vorgesetzter gelesen. Zumindest wurden sie von ihrer übergeordneten Stelle so lange geschützt, bis alle Beweise eindeutig gegen sie sprachen. Eine langwierige Angelegenheit! Von selbst bekennt sich niemand schuldig. Dieses „Sich-einsetzen“ für den Schuldiggewordenen, bis er als unhaltbar fallengelassen werden muß, entspringt einem gewissen Egoismus: man würde nämlich selbst mitschuldig werden infolge mangelnder Menschenkenntnis!

Zu B 5 und 6: „Körperschuttmittel“ erinnern an die Militärdienstzeit. Jeder Soldat mußte sie bei sich tragen! — Warum nicht nur: 5. Schuttmittel waren nicht vorgesehen, 6. Schuttmittel waren unzweckmäßig oder schadhaft.

Bei den körperlichen Unfallursachen in Gruppe C gehören: 1. unzureichende Körperkraft, 2. Seh- und Hörschäden, 3. Körperbehinderung und 5. Krankheit, wenn sie als körperliches Leiden aufgefaßt wird, zusammen. Alles in allem: Mängel, die

durch die Einstelluntersuchung wohl kaum übersehen werden können und über die bei Einstellung der zuständige Abteilungsleiter informiert wird. Wiederum ist der Vorgesetzte verantwortlich, wenn sich eine Überforderung nachweisen läßt.

In D, geistig-seelische Unfallursachen, Punkt 1 Mangel an Kenntnis, 2 Mangel an Erfahrung und 6 Mangelnde Arbeits-eignung, nach dem Leitsatz „Jedem seinen angemessenen Arbeitsplatz“ beurteilt, können auch hier nur wieder die Vorgesetzten als schuldig befunden werden. Denn beim Einsatz jedes einzelnen der ihnen anvertrauten Arbeiter haben sie die letzte Entscheidung! Zweckentsprechender Einsatz bedingt ein hohes Maß an Menschenkenntnis, eine Eigenschaft, die man bisher nur Vorgesetzten zubilligte.

Unfälle, die die Frage menschlichen Versagens offenlassen, sind ausnahmslos folgenschwer. Abwegig, sie nur wie im Fragebogen mit einem X bzw. einer Null abfinden zu wollen. Ungenauigkeit ist die Folge dieser Minutenarbeit. Wer möchte darüber so schnell entscheiden?

Es gibt wohl im Leben Momente, in denen durch sekundenschnelles Handeln — Geistesgegenwart — ein Unglück verhütet werden kann; aber wenn Unglücke geschehen sind? Sie erfordern stets einen gerichtlichen Entscheid, schon der gerechten Urteilsfindung wegen. Dann gehen aber noch polizeiliche Erhebungen unter Hinzuziehung von Sachverständigen voraus. Diese allein sind grundlegend für die Klärung der Schuldfrage.

Etwas absonderlich: Entgegen sonstiger Gewohnheit läßt man in diesem Test „der Urteilsfindung nach Haupt- und Nebenursachen“ besonders die Vorgesetzten aufsitzen. Außerdem: Hätte man sich nicht angesichts unseres Zeitalters der „Vereinfachung“, in dem oft Beschwerden über die Langatmigkeit des behördlichen Instanzenweges lautwerden, etwas kürzer fassen können, vielleicht nach folgendem Schema?

Unfallursachen

- | A Techn.
Unfallursachen | verursacht durch
Verletzten andere |
|---|---------------------------------------|
| 1. Falsch oder unzureichend geplant oder konstruiert | |
| 2. Fehlerhafte Ausführung | |
| 3. Fehlen der erforderlichen Vorrichtung, Einrichtung oder Werkzeug | |
| 4. Unzweckmäßige Vorrichtung, Einrichtung oder Werkzeug | |
| 5. Schadhafte Vorrichtung, Einrichtung oder Werkzeug | |
| 6. Mangelhafte Pflege der Vorrichtungen, Einrichtungen oder Werkzeuge | |

7. Unsauber, unordentlich, un-
aufgeräumt
8. Fehlende Beleuchtung
9. Unzureichende Beleuchtung
10. Fehlende Belüftung
11. Unzureichende Belüftung

B Organisatorische Unfallursachen

1. Schutzmittel standen nicht zur Verfügung
2. Schutzmittel waren unzumutbar oder
schadhaft
3. Nichtbenutzung vorhandener Schutz-
mittel

C Geistig-seelische Unfallursachen

1. Er- bzw. Übermüdung
2. Einwirkung durch Alkohol
3. Gleichgültigkeit oder Leichtsinn
4. Übereifer, eigenmächtiges Handeln
5. Unaufmerksamkeit

*) Menschliches Versagen nicht aus-
geschlossen

Was wurde veranlaßt, um solche oder ähn-
liche Unfälle für die Folge zu vermeiden?

Um wegen meines Berichtes nicht in den
Ruf eines „Nurkritikers“ zu kommen, habe
ich die im Original niedergelegten Unfall-
ursachen neugefaßt und vereinfacht. Die
Gruppe

A Technische Unfallursachen
blieb unverändert,

B Organisatorische Unfallursachen
wurde wesentlich gekürzt; sie ist nur noch
die Gruppe der sogenannten Körper-
schutzmittel

C Körperliche Unfallursachen
mußte fallengelassen werden, da C 1 bis 3
und C 5 — wie schon vorher B 1 bis 4 —
im Zusammenhang mit den Erläuterungen
über die Vorgesetzten als „Sündenböcke“
gestrichen wurden. Dagegen wurden
C 4 Er- bzw. Übermüdung und C 6 Ein-
fluß durch Alkohol der neuen Gruppe C
zugerechnet, weil in genannten beiden
Fällen das Aussetzen des Denkvermögens
primär dem körperlichen Versagen über-
geordnet ist.

Die Frage „Menschliches Versagen?“ — mit
Stern und Fußnote bezeichnet — verliert
sich nicht in Einzelheiten, sondern ist nur
gestreift, wenn man schon will, daß sie in
der Kürze des Fragebogens berücksichtigt
werden soll. Die Schwierigkeit gerade
dieser Frage besteht, wie schon auseinan-
dersetzt, in der Tatsache, daß die Ab-
schlußuntersuchung oft ganz entgegen-
gesetzte Ergebnisse zeitigt, als beim ersten
Augenschein angenommen wurde.

Hans Stolberg
Abt. Werkschutz

Hinweise für Wohnungs- suchende

Der starke Andrang von wohnungssuchen-
den Belegschaftsmitgliedern in den Büros
der Abt. Wohnungswirtschaft gibt Veran-
lassung, einige allgemeine Fragen der
Wohnungsvergabe noch einmal bekannt-
zumachen. Es befinden sich zur Zeit 200
Wohnungen in der Akazienstraße und 36
Wohnungen in der Soester/Tiefe Straße im
Bau. Die Fertigstellung dieser Wohnungen
wird in der Zeit zwischen Dezember 1960
und März 1961 liegen. Mit dem Bau von
weiteren 94 Wohnungseinheiten wird noch
in diesem Herbst in Dortmund-Kirchderne,
Am Bellwinkelhof, begonnen.

Die Vergabe dieser großen Anzahl von
Wohnungen erfordert eine gewisse Vor-
arbeit. Die Mitglieder des Wohnungsaus-
schusses und Vertreter der Verwaltung sind
gegenwärtig dabei, die Wohnverhältnisse
der Wohnungssuchenden zu überprüfen,
die für eine Neubauwohnung aus den
vorgenannten Bauobjekten in Frage kom-
men. Es bedarf dabei keiner besonderen
Aufforderung seitens der Wohnungssuchen-
den, da dieser Personenkreis festgelegt
worden ist. Es handelt sich hier um die
wohnungssuchenden Betriebsangehörigen,
die bis zum 31. 12. 1952 ihre Arbeit im Werk
aufgenommen haben. Wir bitten um Ver-
ständnis bei den Belegschaftsmitgliedern,
daß die Überprüfung dieser enorm großen
Zahl von Wohnungen nicht in wenigen

Tagen erfolgen kann, sondern sich über
mehrere Monate hinziehen wird. Sollte der
eine oder andere Wohnungssuchende noch
nicht aufgesucht worden sein, möge er sich
bitte noch gedulden. Er kann versichert
sein, daß auch seine Wohnverhältnisse
überprüft werden.

Eintragung in die Wohnungssuchkartei

Von Belegschaftsmitgliedern gehen uns,
gerade in der letzten Zeit, sehr viele Schrei-
ben zu mit der Bitte um Aufnahme in die
Wohnungssuchkartei.

Hierzu sei bemerkt, daß die Eintragung in
die Wohnungssuchkartei nur auf beson-
derem Vordruck, „Antrag auf Zuweisung
einer Werkwohnung“, erfolgt. Nach drei-
jähriger Betriebszugehörigkeit kann jedes
Belegschaftsmitglied, wenn es

a) überhaupt noch keine Wohnung hat,

b) nach den gesetzlichen Bestimmungen in
unzureichenden Wohnverhältnissen lebt,

einen solchen formgerechten Antrag im
Büro der Abteilung Wohnungswirtschaft
stellen. Die Antragstellung kann nur von
dem Betriebsangehörigen (Haushaltungs-
vorstand) selbst unter Vorlage der grünen
oder roten Wohnungssuchkarte des Städti-
schen Wohnungsamtes erfolgen. Andere
Unterlagen, wie Flüchtlingsausweis oder
Lastenausgleichsberechtigungsschein usw.,
sind ebenfalls bei der Anmeldung vorzu-
legen, da dies auf dem Antrag vermerkt
wird und für den Wohnungssuchenden nur
zum Nutzen sein kann.

Wohnungsgesuche

Schriftliche Bewerbungen um eine frei
werdende oder bereits frei gewordene
Wohnung sind in jedem Falle an den Büro-
vorsteher der Wohnungsverwaltung, Poelk,
zu richten. Die eingegangenen Bewer-
bungsschreiben werden von diesem bear-
beitet und dann dem Wohnungsausschuß
zur Entscheidung vorgetragen. Die Sitzun-
gen des Wohnungsausschusses finden nicht,
wie allgemein angenommen wird, regel-
mäßig statt, sondern werden nach Bedarf
von dem Bürovorsteher der Wohnungsver-
waltung einberufen.

Wir möchten unsere Wohnungssuchenden
außerdem auf die Möglichkeit hinweisen,
daß an jedem zweiten Dienstag im Monat
die Mitglieder des Wohnungsausschusses
der Betriebsvertretung im Jugendraum des
Hauses Stahlwerkstraße 119 persönlich zu
sprechen sind.



Lösungen aus dem Augustheft

Auflösung: „Die Pfeile geben klar und klipp dir einen Urlaubsreise-Tip!“:

Waagerecht: 1. La, 3. Kur, 6. Baldur, 8. Liter, 9. As, 10. Eber, 11. Eremit, 15. Rhein, 16. Ratibor, 18. Olaf, 20. Anilin, 22. Ilona, 25. Tand, 27. Mund, 29. mor, 30. Orgel, 31. Diana, 32. Paria, 34. Kochel, 35. Anio, 37. nach, 39. Damm, 41. Ding, 43. Ur, 44. mau, 45. neu, 46. Armin, 47. Ort.

Senkrecht: 1. Laib, 2. Alter, 3. Kurbel, 4. Urania, 5. Rosen, 6. und 7. „Bleib im Land und erhol dich gut!“, 11. Erato, 12. Ran, 13. Milde, 14. Ton, 17. Rind, 19. fatal, 21. Ingrim, 23. Oma, 24. None, 26. Ara, 28. Ulk, 32. Padua, 33. Io, 36. Narr, 38. Aino, 40. Mai, 42. Ner.

Auflösung „Die Ruinen von Pompeji“:

Waagerecht: 1. Pamir, 5. grob, 9. uni, 11. Ena, 12. Ia, 13. Rias, 15. es, 16. Tennis, 18. Menetekel, 20. Ran, 21. Bart, 22. Erde, 25. Lie, 26. Marmelade, 29. Empire, 31. no, 33. Iota, 34. il, 35. Tee, 37. Ora, 38. Elle, 39. erben.

Senkrecht: 1. Pult, 2. Ana, 3. Mi, 4. Ruinen, 6. re..., 7. one, 8. Basalte, 10. Kant, 13. Ren, 14. Sieb, 16. Tendre, 17. Skalde, 18. Mara, 19. Erie, 20. Remonte, 23. Emmi, 24. Blitze, 27. Epos, 28. Ara, 30. Clan, 32. Oel, 34. Ire, 36. el, 37. Ob.

Unser Preisrätsel Nr. 11

Die Lösung dieses Rätsels ist bis zum 15. Oktober 1960 auf einer Postkarte an die Redaktion unserer Werkzeitschrift einzusenden. Selbstverständlich können die Lösungen auch in die bekannten gelben Briefkästen in den Betrieben eingeworfen werden.

Die Karten dürfen nichts anderes enthalten als die Nummer des Preisrätsels, die Lösung und die vollständige Anschrift des Einsenders.

Gehen mehr als 10 richtige Lösungen ein, werden die Gewinner durch Los ermittelt. Die Verlosung erfolgt unter Ausschluß des Rechtsweges.

Zu gewinnen sind: 10 Gutscheine im Werte von je DM 5,— (einlösbar in unseren Verkaufsstellen).

Zahlenrätsel

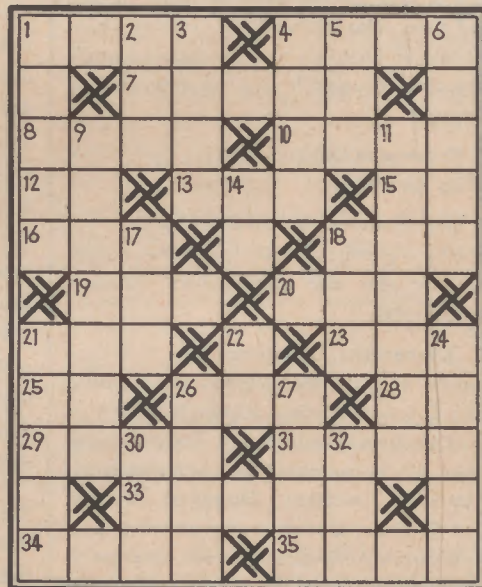
An Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen. Gleiche Zahlen bedeuten gleiche Buchstaben. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, eine beherzigenswerte Aufforderung.

1. Schutzpatron der Jäger
2. Sinnesorgan
3. Fischöl
4. Meeresbewohner mit Fangarmen
5. öffentliches Verkehrsmittel
6. ungeschickter, plumper Mensch
7. Stadt im Ruhrgebiet
8. blauer Farbstoff
9. amerikanischer Präsident
10. Jahreszeit
11. schweiz. Hochalpental
12. Weltenbummler
13. Prüfung
14. Himmel
15. Rundbau
16. anderes Wort für Kartoffel
17. Name des Wolfes in der Fabel

1 2 3 4 5 6 2 7
8 2 9 4
10 4 3 4 5 6 5 8 11
6 12 11 6 4 11 13 12 7 14 1
4 12 7 4 11 3 8 1 11
6 5 8 15 16 4 10 6 12 4 5
17 18 5 6 15 2 11 17
12 11 17 12 9 18
4 12 7 4 11 1 18 19 4 5
19 12 11 6 4 5
4 11 9 8 17 12 11
9 10 18 3 4 6 5 18 6 6 4 5
4 20 8 15 4 11
13 12 5 15 8 15 4 11 6
5 18 6 2 11 17 4
4 5 17 8 26 13 4 10
12 7 4 9 5 12 15

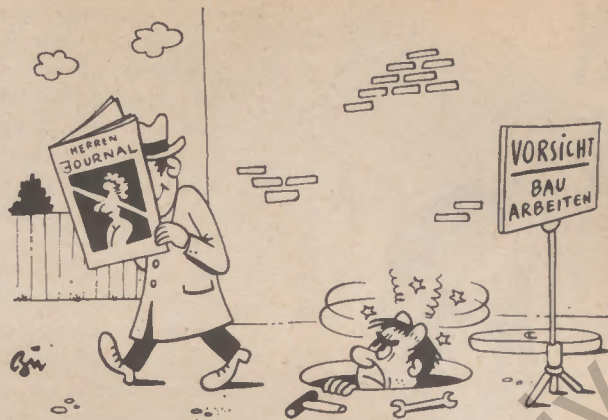
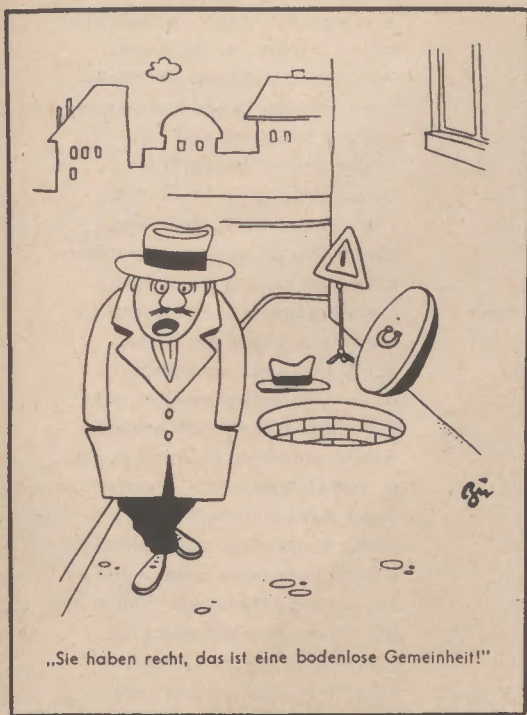
Kreuzworträtsel

Lug und Einunddreißig

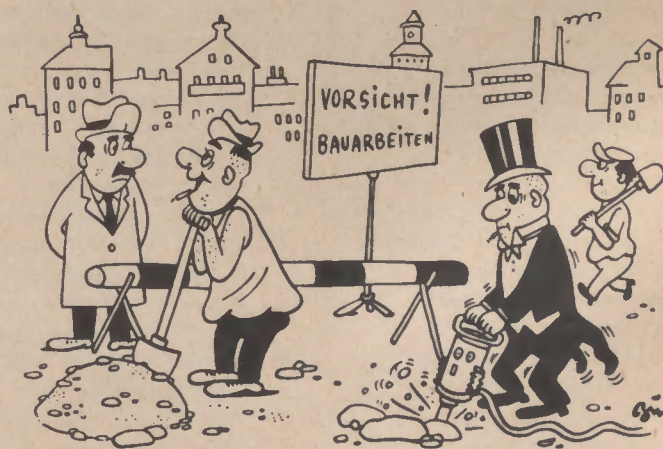
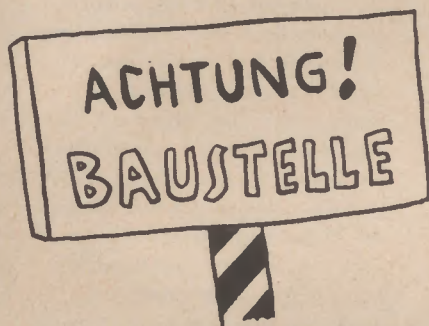


Waagerecht: 1. Nennwert, 4. süd-amerikanisches höckerloses Kamel, 7. Schiffsbefestigung am Meeresgrund, 8. Boxkampfplatz, 10. Kleidungsstück der Inderin, 12. französischer Artikel, 13. Lebensbund, 15. grüne Flußlandschaft, 16. in Fremdwörtern: über, auf, an, 18. Ball über die Spielfeldgrenze, 19. französisch: Osten, 20. Elfe, 21. absoluter Druck, 23. weiblicher Vorname, 25. Fluß in Italien, 26. Sprachkunstwerk, 28. Faultier, 29. bayrische Künstlerfamilie des 17./18. Jahrhunderts, 31. Täuschung, Blendwerk, 33. sorgfältig, pünktlich, 34. Fischfett, 35. Kohleprodukt.

Senkrecht: 1. Schimmerndes, in Muscheln abgesondertes Kügelchen, 2. Gattin des Ägir, 3. Frauenname, 4. Traubenenernte, 5. langschwänziger Papagei, 6. alexandrinischer Priester, 9. Vater des Prometheus, 11. übertriebene Ausnützung, 14. Abkürzung eines Flächenmaßes, 17. mohammedanischer Name Jesu, 18. helles englisches Bier, 21. reizvoll, 22. angebliche Ausstrahlung aus dem menschlichen Körper, 24. Gipfel der Berner Alpen, 26. Vorzeichen, 27. Haushaltsplan, 30. türkischer Titel, 32. französisch: Straße.



Ohne Worte



„Er hat einen Bruder im Diplomatischen Corps, und dessen alten Anzüge trägt er auf!“

DER HÜTTEN KIEKER



Als dies Jahr noch jung an Tagen,
Freunde, war es auch noch schön.
Jeden sah in hellen Sachen
leicht geschürzt man sich ergehn.
Damals hieß es: „Wasser sparen!
Wieder wird's ein trocknes Jahr.“
(Sonne schien ja in Prospekten,
die zur Reise lockten, klar.)
Mit dem Wasser, das das Auto putzte,
wusch man sich erst selber ab,
weil's bei „Mißbrauch“ gleich fünfhundert
D-Mark bar zu blechen gab.
Wer den Garten sprengen wollte,
tat das heimlich, gern bei Nacht
(hat's der trockenere Nachbar
nicht der Polizei gesagt?).
Ja, in Dortmunds staubigen Straßen
dachte man sogar an's Rind,
daß es die „Rohmaterialien“
zur Produktion von Milch nicht find'.
Um sein täglich Vollbad bangte
mancher, der voll Vorwurf schrie:
„Zuviel Wasser braucht bei uns doch
von jeher die Industrie.“
Auf die Technik, unsres Wirtschafts-
wunders Mutter, schimpft' man schwer,
und man schob's ihr in die Schuhe,
daß die Talsperren fast leer.
Gegen unser Hütten-Wasser
sage keiner nur ein Wort:
vor der Dürre neunundfünfzig
sparten wir schon immerfort.
Ohne Wasser produzieren
läßt sich Stahl nicht, wie man weiß,
doch — gleich wieder aufgefangen —
läuft's gereinigt stets im Kreis.
So sind unsre Hüttenteiche
immer gleichermaßen voll
(Kumpels, sagt den neuen Kumpels,
was man damit nicht machen soll!). —
Für uns brachten Siebenschläfer

nicht die Augen aufzutun;
konnten gerne — diese Penner —
den ganzen Sommer sechzig ruhn.
Aber weil die Brüder wachten,
haben wir nun den Salat,
weil's viel mehr, als alle wollten,
überall geplästert hat.
Sorpe, Möhne — keine Sorge:
wurden wieder eingedeckt.
Wer drei Regenwochen campete,
floh mit Rheuma und verdreckt.
Wer unter Süditaliens Sonne
trockne Ferien sich gesucht,
kam unter Ätnas Aschenregen
und hat auch nicht schlecht geflucht.
Noch verschnupfter sind die Campler,
die am Abhang des Montblanc
(so wie einst im Jahre tausend)
gewärtigten Weltuntergang.
In der Zeitung nicht gestanden
hat, daß wer von uns dabei,
weil darauf kein Mensch gefaßt war
am vierzehnten Juli, mittags um zwei.
Um die Zeit bläst die Sirene
über Dortmund: „Mittagsschicht“.
Wer nach Hause kommt, hat Kohldampf
und denkt nicht ans Weltgericht.
Geht die Welt aus ihren Fugen,
bricht die Sintflut neu herein,
möcht' ich, abgesetzt an „sicherm“
Berg, gar nicht gerettet sein.
Zwischen lauter Pharisäern,
die sich egoistisch blähen,
etwa Kohlenpott und Heimat,
Kumpels „fernversaufen“ sehn?
Oder gar bei Pfropfenknallen
feiern, daß es weitergeht
und die Erde, angeschlagen,
(wie lange noch?) sich weiterdreht?
Solang das Leben uns gegeben —
leichter wird's, wenn man's bejaht;
Weltuntergangs-Melancholien
heilt man am besten durch die Tat.
Unsre Sterne stehn doch günstig:
kaum ein Mensch ist arbeitslos.
(Zeiten gab's, da war die Arbeit
so viel wert wie 's große Los).
Wir „werben“ sogar fremde Kräfte,
weil der Arbeitsmarkt fast leer,
aus Verona, Madrid, Neapel
wirtschaftswunderlich uns her.
Auch dem, der mit deutscher Sprache
sich bis dato nicht beschwert,
ist im Handumdrehen klar, was
eine D-Mark ihm hier wert.
Wir verkürzen rufend fremde
Namen: Istvan und José,
Celestino und Eustratios
(sonst tut uns die Zunge weh).
Natürlich dauert's eine Weile,
bis sie akklimatisiert,
und per Zeichensprache sorgen
wir, daß ihnen nichts passiert.
Man muß die Augen offenhalten
doppelt kurz vor Arbeitsschluß,
weil's um die Zeit laut Statistik
zu „Fehlleistungen“ kommen muß.

Klar: wenn einerseits die Charge
noch vor Schicht geschafft sein soll,
darf man nicht schon in Gedanken
fragen, ob die „4“ wohl voll.
Wer sich Zeit läßt für die nächste
Bahn, der fährt noch mal so gut,
weil mit Sicherheit und Ruhe
er den letzten Handgriff tut.
Unfallschutz von A bis Z heißt:
„Tu's bedacht und ohne Hast.“
(Dann hast du auch mit Manager-
Krankheit niemals deine Last.)
Daran, angesteckt von Herrchen,
leidet heut' sogar der Hund,
der nervös und ungehorsam,
reizbar, ohne Sinn und Grund.
Durch die Wissenschaft erwiesen
ward: sein Herr strahlt all das aus,
ja, voll Unfallfurcht (!) wagt mancher
Hund sich kaum mehr aus dem Haus.
Ist der Hund schon so empfindlich,
wieviel mehr dann Frau und Kind,
die von des „Managers“ Stimmung
ganz und gar abhängig sind.
Lieber zehn Minuten später,
aber: Vater kommt und lacht.
Damit ist für Feierabend
der beste Anfang schon gemacht.
Reißt uns des Geschickes Macht mal
aus gewohntem Trott heraus,
steckt mit Pine und Misere
lange uns ins Krankenhaus,
seht, dann ist's schon eine Freude,
wenn man aus dem Fenster schaut,
und am Kommen sich und Gehen
des Verkehrsstroms dort erbaut.
Gleich schlägt uns das Herze höher,
hält ein „Siegfried“ vorm Portal,
denn man weiß: wie er uns brachte,
so er holt auch uns einmal.
Eines Tags im Krankenhause
erscheint auch seltener Besuch:
„Draußen sind für Sie zwei Herren.“
Das klingt feierlich genug.
Auf dem Gang die Schwestern huschen
nur mißtrauisch noch vorbei,
auf besorgter Ärzte Stirnen
liest man: „Kriminalpolizei?!“
Und erleichtert hört dann jeder,
daß die Firma grüßen läßt.
Die Herren, die von dem Betriebsrat,
bereiten uns ein kleines Fest.
Mit den allerbesten Wünschen
schenken sie uns einen Schein:
Doppelt gut schmeckt Schokolade,
die man dafür handelt ein.
Gleich fühlt sich der Kranke besser,
der nicht mehr so verlassen ist.
Leichter kann das Herz genesen,
wenn's spürt, daß man es nicht vergißt.
Aus starkem Pulsschlag der Gemeinschaft
dringt wie Lebenselixier
unsrer Väter Zauberformel:
„Ich nicht, du nicht, er nicht — wir!“

Das wär's wieder mal für heut',
nächstens mehr. Adschüß, ihr Leut'!



